

«Lieber Harald Schmidt»: Matthias Matussek schreibt seinem Idol

Ausgabe für Deutschland
Nummer 35 – 2. September 2023 – 91. Jahrgang

DIE WELTWOCHEN



Thomas Manns Idee einer deutschen Kultur

Orientierungshilfe für die Gegenwart.

Philipp Gut

Selenskyjs Militär-Desaster

Die ukrainische Offensive zerschellt an den russischen Stellungen. *Big Serge*

Muslimbrüder in Europa

Bestsellerautorin Florence Bergeaud-Blackler warnt:
Die Islamisten wollen an die Macht. *Jürg Altwegg*

Amerikas Sex-Panik
#MeToo legt den
Gründungsmythos
der USA offen

Smart mit Silber vorsorgen

Wie kann man für sich und seine Familie vorsorgen? So, wie unsere Vorfahren: mit Silber und Gold. Dabei ist Silber noch vor Gold das wichtigste Geldmetall der Geschichte – und erst noch günstiger zu haben. Investieren Sie einfach in Silber mit dem S-Deposito von BB Wertmetall.

Flexibel.

Das S-Deposito vereint die Eigenschaften von physischem Silber mit der Flexibilität eines Depots. Tägliche Ein- und Auszahlungen sind möglich.

Reines Silbergranulat.

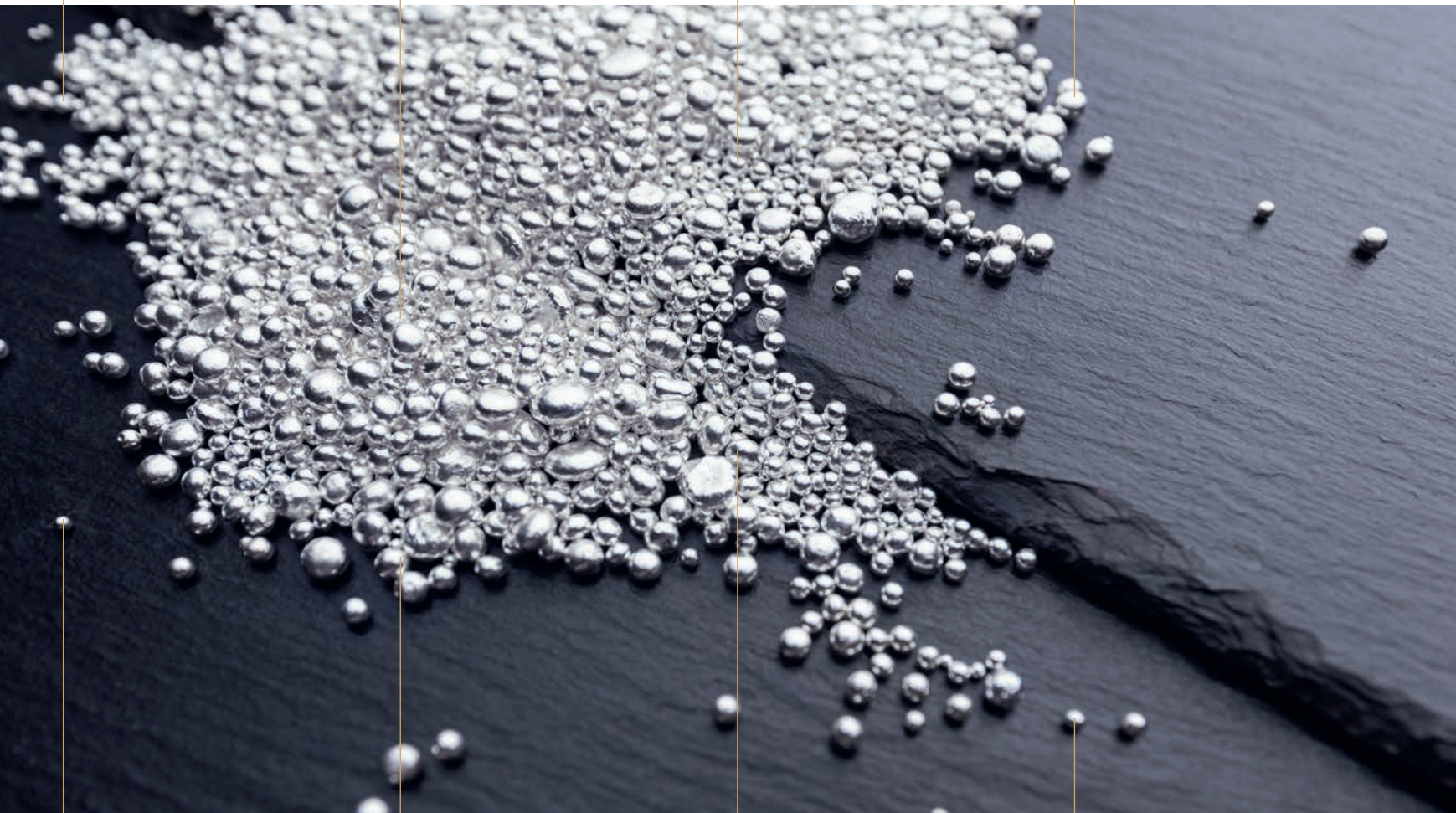
Mit jeder Einzahlung ins S-Deposito erwerben Sie direkt reines Silbergranulat, den Grundrohstoff für sämtliche Silberanwendungen.

Sichere Lagerung in der Schweiz.

Die BB Wertmetall bewahrt Ihr Silber in einem Zollfreilager in der Schweiz auf – sicher und zu 100% versichert.

Unabhängig.

Das S-Deposito funktioniert unabhängig von Banken und Staat. Ihr physisch vorhandenes Silbergranulat gehört ausschließlich Ihnen.



Steuerlich vorteilhaft.

Da alle Transaktion in Silber innerhalb eines Schweizer Zollfreilagers stattfinden, fällt keine Mehrwertsteuer an.

Gut positioniert für die Zukunft.

Silber ist für die Elektromobilität, die Photovoltaik sowie die Elektromobilität unverzichtbar. Der Weg zu einer emissionsarmen Wirtschaft führt über Silber.

Inflationsschutz.

Silber hat seine Kaufkraft über Jahrtausende behalten und schützt vor einer Geldentwertung.

Win-win-Partnerschaften.

Über das S-Deposito lassen sich auch Tauschgeschäfte abwickeln. So kann man schon bei mehr als 60 Unternehmen Einkäufe gegen Silbergranulat tätigen.

Weltwoche Deutschland

Dies ist die erste *Weltwoche Deutschland*. Ab sofort bringen wir jeden Freitag ein E-Paper für Deutschland heraus. Der Umfang ist etwas kompakter als bei der schweizerischen Ausgabe, der Preis entsprechend tiefer. Unser Ziel: Wir wollen, dass Sie sich nach dem Lesen besser fühlen als vorher.

Ich gebe es zu: Für Deutschland habe ich eine Schwäche. Deutschland interessiert, fasziniert, irritiert mich seit meiner Kindheit. Das hat familiäre und berufliche Gründe. Familiär: Meine Familie mütterlicherseits hat Wurzeln in Königsberg. Beruflich: Ich war mal Chefredaktor der *Welt* in Berlin.

Nein, Deutschland braucht keinen weiteren Besserwisser. Nichts ist überflüssiger als noch eine Zeitung, die weiss, wo Gott hockt, und die Moral gepachtet hat. Deutschland hat, aus meiner Sicht, ein mediales Überangebot an Finsternis, Endzeit überall. Das Positive kommt zu kurz.

Mit Deprotainment hat die *Weltwoche* nichts am Hut. Unser Motto lautet: «Siehe, die Welt ist nicht verdammt.» Es kommt gut. Früher oder später. Ein Blick in die Bibel genügt: Die Menschen waren immer schon grossartig und verrückt. Ein Wunder, dass es uns noch gibt. Oder ein Gottesbeweis?

Deutschland hadert wieder einmal mit sich selber. Das Vertrauen in die da oben schwindet. Die Wirtschaft krankt. Politiker klammern sich an die Macht. In den Medien hat sich eine Meinungsmafia ausgebreitet, die dem Moralismus huldigt. Gnade Gott, wenn einer aus der Reihe tanzt.

Es tut mir weh, das zu schreiben, aber Deutschland hat sich verkrampt. Die Leichtigkeit fehlt. Der Humor kommt zu kurz. Wenn das öffentliche Fernsehen Triggerwarnungen zu Otto Waalkes und Harald Schmidt verbreiten muss, stimmt etwas nicht mehr.

Vielleicht sind das alles Anzeichen einer Orientierungskrise. Erfolg und Reichtum machen fett und übermütig. In guten Zeiten gehen die soliden Grundsätze vergessen. «Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Folge von guten Tagen.» Krisen sind heilsam, ernüchternd. Sie bringen das Solide zurück.

Dabei ist Deutschland so interessant wie nie. Das käsig Einvernehmen der satt gewordenen Establishment-Parteien wird durch eine freche Opposition gestört. Gut so. Plötzlich sind deutsche Bundestagsdebatten wieder quicklebendig wie zu den Zeiten von Wehner oder Strauss.

Auch aussenpolitisch werden die Karten neu gemischt. Die Europäische Union entzaubert sich. War der Euro wirklich eine gute Idee? Viele Deutsche zweifeln an der Nibelungentreue zu den USA. Man hat die Amis gern, Bewunderung

Wir sind kein Blatt für Leute, die nur in dem bestätigt werden wollen, was sie immer schon zu wissen glaubten.

noch immer, aber bitte keinen Weltkrieg gegen Russland oder China.

Das alles wirft die grossen Fragen auf: Wo steht Deutschland heute in der Welt? Sind die Deutschen unverrückbar in den Westen betonierte? Oder ist Deutschland ein Bindeglied, eine Brücke, ein west-östlicher Diwan der Verständigung, wie es Goethe formulierte? Faszinierende Debatten.

Als ich in Deutschland lebte, war das Thema Zuwanderung tabu. Friedrich Merz provozierte seinerzeit mit seiner Forderung einer «Leitkultur». Er wurde fast gesteinigt. Heute reden die Deutschen offener darüber. Die Massenzuwanderung, Mutter vieler Probleme, macht auch sichtbar, was die Politiker jahrelang verdrängten.

Ich glaube an Deutschland. Da bin ich nicht der Einzige. Aber wir kommen nicht mit fertigen Antworten. Wir wollen Deutschland neu entdecken. Wir sind Schweizer. Wir haben den wohlwollenden Blick von aussen. Unsere Stärke ist der Abstand, die qualifizierte Ahnungslosigkeit.

Oder nennen wir es Neugier. Die *Weltwoche* steht seit 90 Jahren für urschweizerische Tugenden: Freiheit, Eigenverantwortung, direkte Demokratie, Neutralität und Weltverbundenheit. Als Zeitung sind wir offen für alle Standpunkte und Meinungen, aber das Schweizerische prägt uns schon.

Die *Weltwoche* redet mit allen. Sie redet auch mit jenen, mit denen niemand mehr redet. Gibt's den Teufel, machen wir mit ihm ein Interview. Selbstverständlich. Audiatur et altera pars. Es gibt immer eine andere Sicht, und in jeder Reizfigur steckt auch ein Mensch. Niemals überheblich werden.

Demokratie ist Vielfalt, Rede und Gegenrede, das Ringen ums bessere Argument. Die *Weltwoche* ist bald Pflichtverteidiger, bald Gesprächstherapeut. Wir wollen einen Beitrag zur Entkrampfung und Entspannung leisten. Mechaniker der Demokratie: Wir träufeln Öl ins Getriebe, wenn's klemmt.

Kein Fussbreit der Apokalypse! Gebt dem Weltuntergang keine Chance! Die *Weltwoche* will auch aufmuntern, begeistern, zum selbständigen Denken anregen. Ich verspreche Ihnen: Für uns ist das Glas halbvoll. Meistens. Es gibt immer einen Lichtblick.

Deutschland, die Welt neu kennenlernen: Zynismus und Abgesänge haben wir genug. Die *Weltwoche* ist anders, unabhängig, kritisch, gut gelaunt. Wir haben keine Berührungängste, kennen keine Tabus. Wenn alle in die gleiche Richtung laufen, halten wir dagegen. Konsens wird überschätzt.

Die Schweiz verdankt den Deutschen viel. Jetzt gehen wir nach Deutschland, um herauszufinden, wer die Deutschen wirklich sind. Herzlichst willkommen! Bei uns sind alle Meinungen erlaubt. Habt keine Angst, doch aufgepasst: Die *Weltwoche* ist eine Wundertüte. Sie gefährdet ihre Vorurteile.

Wir sind kein Blatt für Leute, die immer nur in dem bestätigt werden wollen, was sie immer schon zu wissen glaubten. Die *Weltwoche* gibt Gegensteuer, stört den Gottesdienst, forscht immer nach dem Argument, das die anderen übersehen. Wenn alle Bananen verkaufen, offerieren wir Äpfel.

Weltwoche Deutschland ist für uns ein grosses Abenteuer, Reise ins Ungewisse, eine Erkundungsfahrt, der Versuch auch einer Neuentdeckung. Wir freuen uns darauf. Und es würde mich natürlich riesig freuen, wenn Sie sich darauf einlassen. R. K.



Verblutet die Ukraine? Seite 31



Fluch des Sex-Gespens: Seite 28

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 5 Intern
- 8 Titelgeschichte
Thomas Manns Idee
einer deutschen Kultur
- 11 Matthias Matussek
Lieber Harald Schmidt
- 12 Inside Washington
- 12 Personenkontrolle
- 13 Lichtblicke Scholz' Zaubertricks
- 14 Russlands Ikarus
Leben und Sterben des
Jewgeni Prigoschin
- 16 Berlin Deutschland inszeniert
ein Demokratie-Theater
- 17 Kurt W. Zimmermann
Theorie des Schweinebauchjournalismus
- 18 Florence Bergeaud-Blackler
«Schleichend werden wir
zum Islam geführt»
- 20 Politik Frankreichs Linke
ohne Juden
- 22 Oliver Anthony
Seine Stimme gehört
den Verdammten

- 23 Anabel Schunke
Der Fall Aiwanger
- 24 Norman Davies
Kasachstan wendet sich
von Russland ab
- 26 Till Lindemann
Der Journalist,
das trotzig Kind
- 27 Tamara Wernli
Gibt's die klassische Frau noch?
- 28 Amerikas Sex-Panik
Massenpsychose
um Gut und Böse
- 30 Beat Gygi
Ökonomen könnten mehr
- 40 Nachrufe
René Weller (1953–2023)
Daniel Dreifuss (1960–2023)

ZUR LAGE DES UKRAINE-KRIEG:

- 31 Selenskyjs Desaster
Die grosse Gegenoffensive
der Ukraine entwickelt sich
zu einer militärischen
Katastrophe

LITERATUR UND KUNST

- 41 Ikone der Woche
- 42 Hip-Hop Eine Strassenprinzessin
erobert die Welt
- 44 Ronja von Rönne: Trotz
So aber nicht!
- 45 Walter Holstein
Wie wir morgen wohl leben?
- 46 Fernsehen Krone der Langeweile
- 46 Film Die fast perfekte Illusion
- 47 Social Media
Maximal gebaerbockt

LEBEN HEUTE

- 48 Wunderbare Welt
- 48 Unten durch
- 49 Sex
- 50 Leserbrief

ENDLICH SCHMERZFREI



- ✓ Aktiviert die Muskulatur
- ✓ Verbessert die Durchblutung
- ✓ Für schmerzfreies Gehen und Stehen



Lernen Sie den Schweizer Luftkissen-Schuh
kennen: www.kybun.swiss

kybun⁺
Switzerland

Deutschland ist interessant



Jetzt neu!
E-PAPER
AUSGABE FÜR
DEUTSCHLAND

Abonnieren Sie jetzt die Ausgabe für Deutschland
und holen Sie sich hier die neue App:



Weltwoche Deutschland, Thomas Manns Idee einer deutschen Kultur, Analyse der ukrainischen Sommeroffensive

Die *Weltwoche*, unsere traditionsreiche schweizerische Wochenzeitung, gegründet vor neunzig Jahren, stösst in Deutschland auf wachsenden Zuspruch. Sowohl online als auch im Print (Schweizer Ausgabe) legen wir in den vergangenen Jahren erfreulicherweise deutlich zu. Die beiden Nachrichtensendungen «Weltwoche daily» und «Weltwoche daily international» von Chefredaktor und Verleger Roger Köppel erreichen täglich Hunderttausende von Zuschauern in der Schweiz, Deutschland und Österreich.

Das hat uns ermutigt, das Angebot für unsere deutschen Leser auszubauen: Ab sofort liefern wir für Sie jeden Freitag ein massgeschneidertes E-Paper: *Weltwoche Deutschland*.

Weltwoche Deutschland, fünfzig Seiten stark, ist eine journalistische Wundertüte. Sie bringt Themen, die sich mit Deutschland und mit der Welt beschäftigen – unabhängig, kritisch, gut gelaunt. Jeden Artikel des E-Papers können Sie auch in der Web-Ansicht einzeln lesen. Das E-Paper steht nach Herunterladen auch offline zur Verfügung.

Abonnieren Sie *Weltwoche Deutschland* auf weltwoche.de/abonnemente oder über unsere App. Für Abonnenten der Schweizer Ausgabe (Print und / oder Digital) ist sie automatisch auch freigeschaltet. Profitieren Sie jetzt vom Einführungspreis von nur 5 Euro für den ersten Monat. Seien Sie Teil unserer wachsenden internationalen Eidgenossenschaft der freien Rede und der guten Laune. Wir heissen alle Interessierten herzlich willkommen.



*Internationale Eidgenossenschaft
der freien Rede und der guten Laune.*

Die Titelgeschichte dieser Ausgabe ist Thomas Mann gewidmet, dem deutschen Ausnahme-schriftsteller, der auch in der Schweiz seine Spuren hinterlassen hat. Mann war vielleicht der begabteste Stilist unter den deutschen Romanciers des 20. Jahrhunderts und darüber hinaus. Aber er ist noch mehr, nämlich so etwas wie eine Verkörperung deutscher Kultur. Der Schriftsteller von weltliterarischen Werken wie «Buddenbrooks», «Der Zauberberg» und

«Doktor Faustus» hat sich so intensiv und differenziert wie kaum ein anderer mit der Frage auseinandergesetzt, was deutsche Kultur ist, wer die Deutschen sind, welchen Platz sie in Europa und der Welt einnehmen. Vor allem aber lieferte er eine hochinteressante Antwort auf die Frage, wie es möglich war, dass die deutsche Hochkultur in die Nazi-Barbarei mündete. Philipp Gut, der eine preisgekrönte Studie über «Thomas Manns Idee einer deutschen Kultur» verfasste, nimmt uns mit auf eine literarisch-historische Entdeckungsreise in den faszinierenden Kosmos von Thomas Mann. Von Mann, so Gut, von seiner ironischen Weltläufigkeit, auch von seiner Fähigkeit des dialektischen Ausgleichs und der tiefen Selbstkritik könnten wir, könnten die Deutschen einiges abschauen. **Seite 12**

Seit achtzig Tagen läuft die grosse Sommeroffensive der Ukraine. Deutsche und internationale Medien vermeldeten jüngst Erfolgsmeldungen ukrainischer Durchbrüche gegen russische Stellungen beim Dorf Robotyne. Der anerkannte amerikanische Militärblogger Big Serge entwirft ein anderes Bild der Vorgänge. Präsident Selenskyjs Truppen seien im Begriff, an der tiefen russischen Verteidigung zu verbluten. Die Ukraine steuere auf ein militärisches Debakel zu. Die Schuldzuweisungen zwischen Kiew und Washington hätten begonnen. Wir dokumentieren seinen minutiös argumentierenden, sehr detaillierten Text. **Seite 31**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Anzeigenleitung:** Philip Hofmann. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Thomas Manns Idee einer deutschen Kultur

Orientierungshilfe für die Gegenwart.

Philipp Gut

«Wo ich bin, ist die deutsche Kultur», soll Thomas Mann gesagt haben, als er am 21. Februar 1938 in New York von Bord des Atlantikschiffs «Queen Mary» ging. So überliefert es sein Bruder Heinrich. An anderer Stelle schrieb Thomas Mann selbst: «Wo ich bin, ist Deutschland.» Bescheidenheit klingt anders. Wie kann ein Schriftsteller – auch wenn er Nobelpreisträger und zweifellos einer der grössten Romanciers des 20. Jahrhunderts ist – von sich behaupten, Deutschland, die deutsche Kultur zu verkörpern?

Die Antwort führt mitten in die tragischen Verwerfungen der deutschen Geschichte. «Wo ich bin, ist Deutschland»: Das ist weniger Ausdruck eines übersteigerten literarischen Egos als vielmehr eine notwendige Reaktion auf das Exil. Die Nazis haben Mann und seine hochbegabte Celebrity-Familie mit Ehefrau Katia und den Kindern Erika, Klaus, Golo & Co. vertrieben, zuerst in die Schweiz, dann nach Amerika. Mit seinem Statement parierte er den Anspruch der Machthaber, Gralshüter allen Deutschtums zu sein. Wenn es eine vom Nationalsozialismus unabhängige deutsche Kultur geben sollte, musste sie im Ausland überleben. In Ferne und Fremde erfuhr Mann die «Flüchtigkeit äusserer Sesshaftigkeit». Heimat bewahrte er sich in seinen literarischen Arbeiten, in der deutschen Sprache, in den Überlieferungen der deutschen Kultur. Schon Heinrich Heine, ein deutscher Exilant des 19. Jahrhunderts, hatte vom «portativen Vaterland» gesprochen – vom Vaterland, das man mit sich trägt und das einem niemand nehmen kann.

Gegen den Brutalo-Nationalismus

Was ist Deutschland? Wer sind die Deutschen? Worin besteht die deutsche Kultur? Das sind Fragen, die kaum einer so intensiv gestellt und so vielschichtig und differenziert beantwortet hat wie Thomas Mann. Es sind Fragen, die heute noch umtreiben, die aber gerne mit einem Moralin-Überschuss, mit einem schneidenden Entweder-oder und nicht gerade im Modus der Entspanntheit erörtert werden. Einfache Antworten darauf gibt es nicht, auch nicht bei Tho-



Ohne Dünkel, Moralismus, Besserwisserei: Jahrhundertautor Mann.

mas Mann. Dennoch – oder gerade deswegen – können wir einiges von ihm lernen, wenn wir uns auf seine Gedanken, seine Idee einer deutschen Kultur einlassen. Dann stossen wir auf ein faszinierendes Identifikationsangebot jenseits aktueller und historischer Schützengraben.

Es beginnt schon mit dem Stil: das Schwere leicht, das Leichte schwer. Obwohl er sich bis zur Selbstentblössung mit den Abgründen des Deutschtums befasst hat – einen seiner

Aufsätze nannte er «Bruder Hitler» –, strahlt Manns Werk eine ironische Weltläufigkeit und Eleganz aus. Ein höheres Niveau hat die deutsche Prosa selten erreicht. Schon darin ist der homoerotisch veranlagte sechsfache Familienvater ein wandelnder Gegenentwurf zum deutschen Brutalo-Nationalismus und seinen gestanzten Parolen.

«Ha!», höre ich den Einwand der Belesenen, «jetzt unterschlagen Sie aber Manns Hurra-

Patriotismus im Ersten Weltkrieg!» Ja, den gab es – und auch wieder nicht. Der Kriegsausbruch löste in Mann, wie bei so vielen anderen Schriftstellern und Intellektuellen dies- und jenseits der Front, einen nationalistischen Begeisterungsrausch aus. Er riss ihn, wie er es formulierte, aus der «machtgeschützten Innerlichkeit» des wilhelminischen Kaiserreichs, in dem er sich nicht um die Niederungen der Politik kümmern und sich ganz seiner Künstlerexistenz widmen konnte. Diesen Schock einer



gewaltsamen Politisierung, die ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf, verarbeitete er in dem fast 600 Seiten dicken Kolossal-Essay «Betrachtungen eines Unpolitischen». Darin entwarf er das Bild einer deutschen «Kultur», das in scharfem Kontrast zur westlichen «Zivilisation» stand und sich durch ihr unpolitisches Wesen, ihre Tiefe, Seelenhaftigkeit, Musikalität und Moral auszeichnete, während das «zivilisierte» Frankreich, der Lieblingserbfeind auf

der anderen Rheinseite, als oberflächlich, verzärtelt und demokratisch-dekadent galt.

Die «Betrachtungen eines Unpolitischen» waren über weite Strecken eine Abrechnung mit seinem älteren, frankophil und republikanisch eingestellten Bruder Heinrich, den er als «Zivilisationsliterat» verspottete. Dabei wusste er selbst nur zu gut, wie prekär seine Position als angeblich unpolitischer Schreibtischheld war, der die deutsche Machtpolitik und Kriegsmaschinerie schönschrieb. Indem er exzessiv festhielt, was ihn bewegte, machte er den ersten Schritt zur Überwindung seiner martialischen Anwandlungen – Schreiben als Therapie.

Der geläuterte Thomas Mann wurde zu einem frühen Warner vor dem heraufziehenden Nationalsozialismus und zu einem vehementen Verteidiger der Weimarer Republik, ohne dass er sein ästhetisches Unbehagen an der Politik und ihrer propagandistisch vereinfachten Sprache je verloren hätte. Er versuchte, dem «unseligen Staatswesen», das «keine Bürger» hatte, «etwas wie Idee, Seele, Lebensgeist» einzuflößen.

Im Roman «Der Zauberberg», der 1924 erschien und als Zeitbild der europäischen Epochenschwelle 1914–1918 gelesen werden kann, setzte er seine Erkundungen der deutschen Seele fort. Der Held Hans Castorp fährt mit einem lungenkranken Freund nach Davos – und wird dort selbst zum Kurgast und Patienten. In der Tradition des deutschen Erziehungsromans setzt Mann seinen Protagonisten sinnlichen und übersinnlichen Abenteuern aus – und er stellt ihn zwischen die intellektuellen Streithähne Lodovico Settembrini, einen italienischen Wiedergänger des Zivilisationsliteraten, und den Osteuropäer Leo Naphta, den Propheten einer «Revolution des antihumanen Rückschlags», der die «bürgerliche Humanitätsepoche» hinwegfegen will. Das erinnert an den Terror der russischen Revolution – und nimmt feinfühlig den Schrecken der Hitler-Herrschaft vorweg.

Mystische Gemeinschaft des Ostens

Interessant ist nun, wie Mann das «unbeschriebene Blatt» Castorp, das «Sorgenkind des Lebens», als Verkörperung der «deutschen Mitte» zeichnet. Castorp lässt sich zwar von beiden intellektuellen Vaterfiguren beeinflussen, neigt mal hier-, mal dorthin, um schliesslich eine Alternative zu den Alternativen zu wählen, einen Mittelweg zwischen der «mystischen Gemeinschaft» des Ostens und dem «windigen Einzeltum» des Westens. Darin ist unschwer ein politisches und – wenn man so will – geopolitisches Statement zu sehen, das wir heute wieder mit erhöhter Aufmerksamkeit lesen. Aber es ist zugleich mehr: nämlich eine Abkehr von der radikalromantischen Todessehnsucht, die der deutschen Kultur eben auch innewohnt. Im berühmten Schneetraum, bei dem Castorp in den weissen Massen der Davoser Berge beinahe

untergeht, fasst er den Entschluss zum Leben und zur Liebe: «Ich will dem Tode Treue halten in meinem Herzen, doch mich hell erinnern, dass Treue zum Tode und Gewesenen nur Bos-

Er versuchte, dem «unseligen Staatswesen» etwas wie «Idee, Seele, Lebensgeist» einzuflößen.

heit und finstere Wollust und Menschenfeindschaft ist, bestimmt sie unser Denken und Regieren.» Dann folgt, kursiv, der Merksatz: «Der Mensch soll um der Güte und Liebe willen dem Tode keine Herrschaft einräumen über seine Gedanken.»

Das ist die Quintessenz von Castorps Bildungsprozess im «Zauberberg», und es ist – einmal mehr – so etwas wie die Selbsttranszendenz deutscher Kultur.

Flirt mit der «Barbarei»

Thomas Mann hat nicht nur durch seine essayistischen und belletristischen Werke – von den «Buddenbrooks» über den «Zauberberg» bis zum vierbändigen Josephsroman und zum «Doktor Faustus» – deutsche Kulturgeschichte geschrieben, er ist auch ein herausragender li-

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
vzch.com/merkblatt-pensionierung

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch

terarischer Chronist seines Zeitalters, der Epoche eines neuen Dreissigjährigen Krieges, die mit der Urkatastrophe von 1914 begann und in den Vernichtungsstrudel des Nationalsozialismus, des Zweiten Weltkriegs und des Holocaust mündete. Zu Ende ging damals, wie Mann 1947 in dem in Zürich gehaltenen Vortrag «Nietzsches Philosophie im Lichte unserer Erfahrung» sagte, eine «Friedens- und Sekuritätsepoche mit «mündelsicheren Anlagen»». Ob wir uns heute, da in Europa wieder Krieg herrscht, an einem ähnlichen Wendepunkt befinden?

Goethe und Hitler

Doch zurück zu Mann. In der Auseinandersetzung mit Friedrich Nietzsche, dem selbst-erklärten «Dynamit» unter den Denkern, gewinnt seine Analyse der Weltkriegsjahre, jenes «Zeitalters der Extreme» (Eric Hobsbawm), ihr Profil. Der Philosoph war ein überwachter Seismograf, der die Krisensymptome aufzeichnete und damit die Katastrophe ankündigte. Als Kind einer Ära, «welche sich an sich selbst zu langweilen» begann, verschrieb Nietzsche der ermatteten europäischen Kultur das Gegenmittel «der grössten und furchtbarsten Kriege – also zeitweiliger Rückfälle in die Barbarei». 1947, nach der Erfahrung des Nationalsozialismus, verurteilte Mann diese Idee einer kulturellerneuernden Funktion des Krieges als Fantasie eines «Unerfahrenen» – Nietzsche hatte von Dingen geredet, von denen er nicht wusste, was sie praktisch bedeuteten. Nach den Weltkriegen brauchte das Gemetzel nicht mehr «philosophisch angespornt» zu werden.

Das Kennzeichen der Epoche wäre demnach ein Rückfall in die Barbarei, mehr noch: ein bewusst herbeigeführter Rückfall in die Barbarei. Tatsächlich ist dies ein Grundzug der Zeit, wie ihn Mann in den erwähnten Romanen, aber auch in den Tagebüchern und der politischen Publizistik jener Jahre herausarbeitet. Von einem «unheimlichen Prozess der Rebarbarisierung» spricht er in einer Rede von 1931 – eine Diagno-

se, die nach 1933 akut wird, aber schon vorher als Problem aufscheint.

Dabei – auch dies können wir von Thomas Mann abschauen – ist das alles ohne jede Spur von Dünkel, Moralismus oder Besserwisseri. Ganz im Gegenteil: Manns Kritik an Deutschland und der deutschen Kultur ist immer auch Selbstkritik. Er selbst, der gelehrige Schüler Nietzsches, hatte schon vor und während des Ersten Weltkriegs mit einer barbarischen Kulturauffrischung geliebäugelt und als Gegensatz der «Kultur» eben nicht die «Barbarei», sondern die «Zivilisation» propagiert. Angesichts der real-existierenden NS-Barbarei verbot sich dieser intellektuelle Flirt mit dem Bösen, Grausamen, Wilden.

Für den Absturz in den Nationalsozialismus machte Mann auch die unpolitische deutsche Kulturtradition, den «Ästhetizismus», verantwortlich, aus der er selbst hervorging. Gerade weil die Deutschen, vorab viele ihrer Intellektuellen, von der Politik nichts wissen wollten, auch weil sich nach der gescheiterten

Manns Leitmetapher in politischen Fragen war der dialektische Ausgleich.

liberalen Revolution von 1848/49 keine demokratische Tradition entwickelt hatte, konnten die Nationalsozialisten eine totalitäre Politik errichten, so Manns These. Das blendet zwar handfestere politische und ökonomische Ursachen für Hitlers Aufstieg aus, schmälert aber nichts an der eminent selbstkritischen Interpretation dieses Strangs der deutschen Ideen- und Kulturgeschichte durch Thomas Mann. 1939 hielt er fest: «Das politische Vakuum des Geistes in Deutschland, die hoffärtige Stellung des Kultur-Bürgers zur Demokratie, seine Geringschätzung der Freiheit, in der er nichts als eine Phrase westlicher Zivilisationsrhetorik sah, hat ihn zum Staats- und Machtsklaven, zur blossen Funktion der totalen Politik gemacht.»

Eine so tiefgreifende deutsche Kulturkritik als Selbstkritik – am Schmerzpunkt deutscher Geschichte: Wo liest man das heute noch? Erinnerungen an Martin Walser werden wach, der 1998 in seiner Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels in der Frankfurter Paulskirche die «Ritualisierung» der deutschen Vergangenheitsbewältigung kritisiert hatte (Auschwitz als «Einschüchterungsmittel», «Moralkeule», «Lippengebete»). Ganz anders Mann, wie sich gewissermassen am Pièce de Résistance deutscher Selbstvergewisserung zeigt, nämlich an der Frage, wie es möglich war, dass die deutsche Kultur in den SS-Schlachthöfen endete. Eine einfache und naheliegende Sichtweise, die tatsächlich viele Anhänger fand, würde lauten: Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Es gibt

ein gutes Deutschland – und es gibt ein böses Deutschland: das Deutschland von Schiller und Goethe – und das Deutschland von Himmler und Hitler.

Dieser Zwei-Deutschland-Theorie widerspricht Mann: «Das böse Deutschland, das ist das fehlgegangene gute, das gute im Unglück, in Schuld und Untergang. Darum ist es für einen deutsch geborenen Geist auch so unmöglich, das böse, schuldbeladene Deutschland ganz zu verleugnen und zu erklären: «Ich bin das gute, das edle, das gerechte Deutschland im weissen Kleid, das böse überlasse ich euch zur Ausrottung.» Nichts von dem, was er über Deutschland sagte und schreibe, komme aus «fremdem, kühlem, unbeteiligten Wissen; ich habe es auch in mir, ich habe es alles am eigenen Leib erfahren».

Goethe und/oder Hitler? Die Antwort Thomas Manns mag die lauten Moraltrumpeter verstören: Natürlich gehört das zusammen. Der Schriftsteller Jorge Semprún, Autor des autobiografischen Konzentrationslagerromans «Die grosse Reise», nannte das «Binom Weimar-Buchenwald». Der Gipfelpunkt deutscher Kultur, die Weimarer Klassik, und Buchenwald, das benachbarte KZ, lassen sich nur noch zusammen denken, als zwei Glieder einer Gleichung. Im «Doktor Faustus», schon zwei Jahre nach Kriegsende, beschreibt der Erzähler Sereenus Zeitblom die historisch verbürgte Szene, wo «ein transatlantischer General die Bevölkerung von Weimar vor den Krematorien des dortigen Konzentrationslagers vorbeidefilieren» lässt. Das sei auch «unsere Schmach», sinniert Zeitblom – was der Haltung des Autors, der Haltung von Thomas Mann entsprach.

«Leiden an Deutschland»

Von Heinrich Heine stammen die bekannten Gedichtzeilen aus Paris: «Denk ich an Deutschland in der Nacht, / Dann bin ich um den Schlaf gebracht.» Thomas Mann seinerseits beschrieb im Exil die «nervösen Schrecken der Heimatlosigkeit» und sein «Leiden an Deutschland». Die besten Köpfe dieses Landes, das sich als Kulturnation verstand, lange bevor es zum Nationalstaat wurde, haben es sich nie einfach gemacht. Manns Leitmetapher in politischen Fragen war der dialektische Ausgleich: Wenn es ihm zu platt, zu homogen, zu stechschrittartig wurde, trat er jeweils «auf die andere Seite des einseitig überlasteten Kahnes». Als künstlerischer Mensch war er neugieriger, wandelbarer, einfühlsamer, als «unbewegliche Meinungswächter» es sich träumen lassen können. Auch davon könnten wir uns heute – in Zeiten von Cancel-Culture, stammesmässiger Blasenbildung und eines immer enger werdenden Meinungskorridors – ein Stück abschneiden.

Philipp Gut ist Autor der preisgekrönten Studie «Thomas Manns Idee einer deutschen Kultur», erschienen bei Fischer, dem Hausverlag Thomas Manns.



„Wir hätten ihm nicht die freie Wahl für ein Instrument lassen dürfen...“

Lieber Harald Schmidt

Fabelhaft, ganz kolossal, wie du das Sommerfest der *Weltwoche* übertag hast, gut gelaunter Leuchtturm links hinten, bei den Lorbeerbäumchen, die dir bis zum Gürtel reichten. Du standest da neben mir, dem schwitzenden Dicken, an diesem mörderisch heißen Abend, Zürich brannte, du provozierend schlank und durchtrainiert, aber doch vor allem die beruhigende Konstante aus einer Zeit, die ihre Nüsse noch zusammen hatte und in der man einen guten Polenwitz noch zu schätzen wusste.

Mittlerweile heisst es bei Wiederholungen deiner Sendungen, «enthält Passagen, die heute als diskriminierend betrachtet werden». Wer da was wie betrachtet, scheint dir nach wie vor erfrischend wurscht zu sein, wie du jüngst an einem FAZ-Empfang bewiesen hast, als du auf dem Podium die Minuten für einen verspäteten Kanzler zu überbrücken hattest und bekanntest, dass in deinem Wahlomat-Profil immer 50 Prozent AfD herauskäme und



Es gibt keinen, der Chancen so eiskalt verwandelt: Schmidt (M.) mit Autor Matussek (r.).

50 Prozent Grüne. «Man stelle sich vor: 50 Prozent Grüne», fuhrst du fort, «wie soll ich das meinen Freunden erklären?» Das Gesicht des gepflegten FAZ-Moderators entgleiste, und du lachtest fröhlich in die dann doch gequälten Stuhlreihen hinein. «So 'ne Chance kriegst du selten, 500 Leute, und keiner durfte raus», sag-

test du mir auf dem Fest, und ich sah das Vergnügen dort oben in deinem Gesicht noch nachleuchten.

Klar, grosse Chance! Aber es gibt keinen mehr, der sie so eiskalt verwandelt.

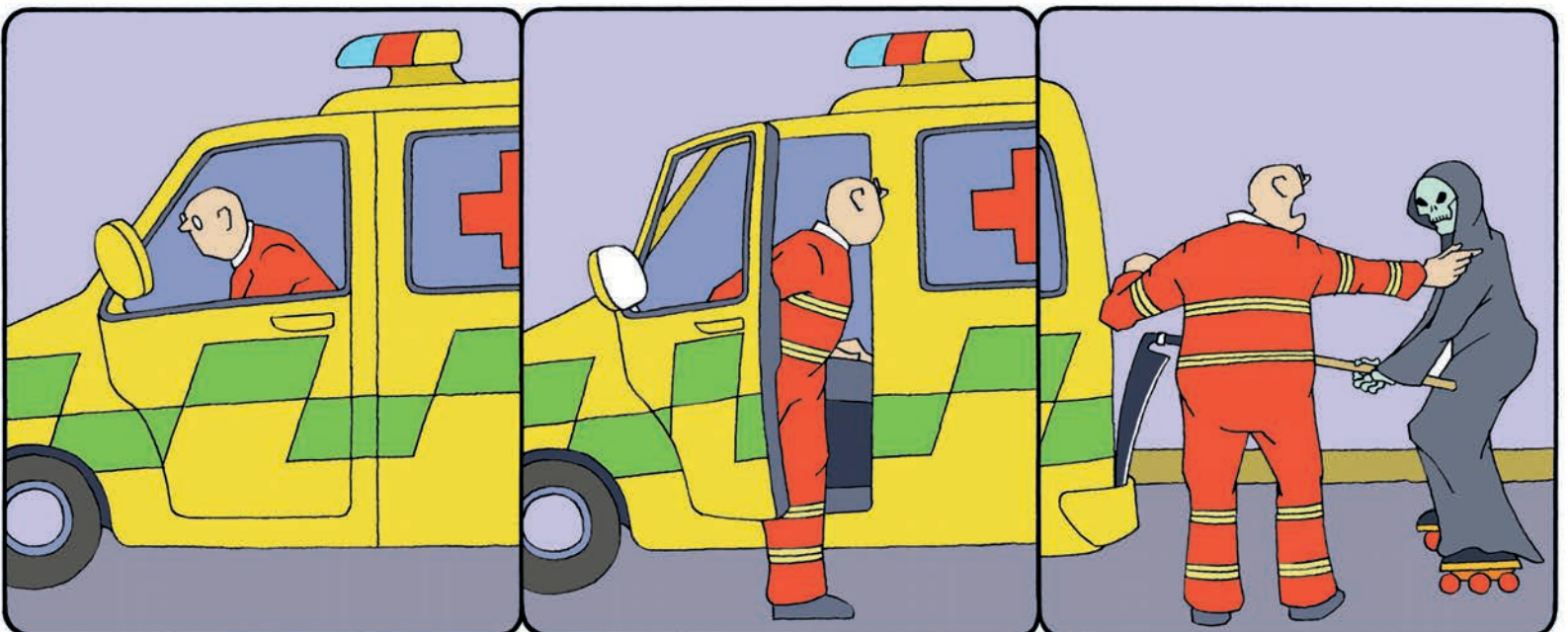
Und wie heilsam so eine Portion Zynismus sein kann. Vor dreissig Jahren hattest du mich mal auf einen Sprung in New York besucht, mir war an dem Tag zum Heulen, du bist gar nicht drauf eingegangen, sondern hast mich einen ganzen langen Nachmittag mit deinen Inge-Meyssel-Parodien unter den Tisch gelacht damals im «Tavern on the Green».

Memo an mich: Nimm deine Wehwehchen nicht so ernst. Aber auch die anderen nicht, besonders nicht die in unserer Branche.

Daran fehlt es in unserer Kultur der Wehleidigkeit heutzutage ganz erheblich.

*Beste Grüsse
Dein Matthias Matussek*

BARTAK





Inside Washington

Biden wittert Gefahr aus Kalifornien

Arnold Schwarzenegger bezeichnet eine künftige Präsidentschaftskandidatur des kalifornischen Gouverneurs Gavin Newsom als «unumstösslich». Angesichts der besorgniserregenden geistigen Verfassung des derzeitigen Präsidenten könnten Newsoms Ambitionen auf die Präsidentschaft eher früher als später zum Tragen kommen. NBC News berichtet, dass das Team Biden verärgert ist.

Sprecher Kevin Munoz gibt zu Protokoll, dass Newsom «ein starker Partner und Repräsentant für die Biden-Harris-Kampagne» ist. Er behauptet, Newsom habe die Erlaubnis beantragt und erhalten, den Gouverneur von Florida und republikanischen Präsidentschaftskandidaten Ron DeSantis zu einer landesweit im Fernsehen übertragenen Debatte mit dem konservativen Kabel-Nachrichtenstar Sean Hannity als Schiedsrichter herauszufordern. Hinter den Kulissen sind jedoch «einige Biden-Berater über Newsoms Schritt verärgert». Sie befürchten, dass eine epische Keilerei im Fox-News-Dschungel «die Wähler glauben machen könnte, Newsom führe eine Schattenkampagne für 2024».

Das Biden-Lager macht sich zu Recht Sorgen. In dieser Woche veröffentlichte die Associated Press eine weitere Umfrage, die zeigt, dass sowohl ältere als auch jüngere Demokraten mehrheitlich der Meinung sind, dass der achtzigjährige Präsidentschaftskandidat Joe Biden «zu alt ist, um für das Amt des Präsidenten zu kandidieren», und dass nur 28 Prozent der demokratischen Wähler 2024 «auf jeden Fall» für ihn stimmen werden. Derweil stellen jeder Sandsack und jede Treppe eine unmittelbare Gefahr dar.

Newsom wäre nicht der erste telegene kalifornische Gouverneur, der einen unpopulären Demokraten im Weissen Haus ablöst.

Amy Holmes

PERSONENKONTROLLE

Aiwanger, Söder, Prinz William, König Charles, Schreiber, Pocher & Pocher, Scholz, Lindner, Emanuel, Clinton, Obama, Macron

Hubert Aiwanger, Bauernopfer, geht auf Tauchstation. Der wegen eines antisemitischen Flugblatts aus Schülerzeiten im Zentrum eines Shitstorms stehende Chef der Freien Wähler hat bis auf weiteres alle Termine abgesagt – dienstliche als bayerischer Wirtschaftsminister, politische im bayerischen Wahlkampf. Vielleicht konzentriert er sich auf die Beantwortung der 25 Fragen, die ihm Regierungschef **Markus Söder** schriftlich übermittelt hat.

Prinz William, brüderliches Vorbild, ist auch nicht mehr so fleissig. Weil er und seine Frau Catherine mehr Zeit für die Familie einplanen wollen, vernachlässigt der britische Thronfolger seine Pflichten. Letztes Jahr war er nur ein einziges Mal in offizieller Mission im Ausland. Sein Vater, **König Charles**, ist leider auch nicht besser. Seit seiner Thronbesteigung verreiste er nur ein Mal. Nach Deutschland, nicht einmal in eines jener Länder, in denen er auch König ist.

Constantin Schreiber, «Tagesschau»-Beau, wurde Opfer einer Torten-Attacke. Bei einer Lesung seines Buches schmierte ihm ein Unbekannter eine Cremeschnitte ins Gesicht. Der Journalist, der fließend Arabisch spricht und über den Islam schreibt, wird von linken Gruppen regelmässig als «rassistisch und islamfeindlich» bezeichnet.

Oliver Pocher, Seriengatte, beendet nun auch seine Ehe mit seiner Frau **Amira Pocher**. Es war die fünfte Beziehung des TV-Moderators und Entertainers in zwanzig Jahren. Das Paar wolle aber den gemeinsamen Podcast «Die Pochers» weiter betreiben – dann vielleicht aber unter einem anderen Namen. Einstweilen wolle er keine «Glückskeksfloskeln» verbreiten, teilte der Comedian mit.

Olaf Scholz, Leisetreter, will nun auch möglichst geräuschlos regieren. Im Anschluss an die Regierungsklausur auf Schloss Meseberg versprach der Bundeskanzler eine «Politik mit Schalldämpfer». Damit fuhr er seinem Finanzminister **Christian Lindner** über den Mund.

Der hatte gesagt, dass in der Ampelkoalition eben gehämmert und geschraubt werde, was leider eben auch mit Krach verbunden sei.

Rahm Emanuel, Hasardeur, riskiert für sein Gastland Kopf und Kragen: Der Vertraute der früheren US-Präsidenten **Bill Clinton** und **Barack Obama** und jetzige Botschafter der USA in Japan will Fisch essen. Nicht den Gifffisch Fugu, sondern Meeresgetier aus den Gewässern vor Fukushima. Emanuel will damit demonstrieren, wie unbedenklich das vom dortigen AKW ins Meer geleitete radioaktive Kühlwasser ist.

Emmanuel Macron, gerupfter Jupiter, hadert mit der Verfassung. Es sei eine «verdammte Scheisse», dass er nach zwei Amtszeiten nicht als französischer Staatspräsident wiedergewählt werden dürfe, stöhnte er bei einem Treffen mit den Führern der Oppositionsparteien. Macrons zweite – und letzte – Amtszeit endet 2027.

Liebe ist...



... deine andere verrückte Hälfte!

Scholz' Zaubertricks

Die aktuelle Lage Deutschlands lässt sich besonders gut am Ukraine-Krieg erklären.

Harald Martenstein

Ich versuche kurz, die Lage in Deutschland zu erklären, okay? Kürzlich lernte ich einen Spruch des deutschen, meines Wissens noch nicht gecancelten Dichters Matthias Claudius, gestorben 1815: «Greif nicht in ein Wespennest, doch wenn du greifst, dann greife fest.»

Wer sich in einen Krieg einmischt, sollte sich also vorher über die eigenen Ziele im Klaren sein, die realistisch sein müssen, und diese dann entschlossen verfolgen. Im Fall der Ukraine kann es meiner Ansicht nach nur darum gehen, dass dieses Land neutral bleibt und nicht in eine Art russische Kolonie verwandelt wird. Das, was dazu nötig ist, muss man dann aber auch machen. Falls man ins Wespennest gegriffen hat.

Ist Musk ein Satan?

Der deutsche Kanzler prüft seit geraumer Zeit, ob Deutschland, wie Frankreich und andere, Marschflugkörper an die Ukraine liefert, also Raketen. Wenn Olaf Scholz etwas prüft, dann kann das dauern. Am 9.12.2022 meldete zum Beispiel der *Spiegel*: «Scholz prüft Rückzug von Twitter», und zwar wegen der Übernahme von Twitter durch Elon Musk. In den Augen vieler Linker ist Musk eine Art Satan. Twitter heisst inzwischen «X». Scholz scheint noch zu prüfen.

Das Ankündigen gehört zu den Stärken des deutschen Kanzlers, mit Taten dagegen tut er sich schwer. Das lässt sich auch an seiner «Zeitenwende»-Rede nach Putins Überfall auf die Ukraine erkennen. Sie war, für Scholz' Verhältnisse, geradezu pathetisch. Deutschland werde «deutlich mehr investieren müssen in die Sicherheit unseres Landes», sagte Scholz. Sein Ziel sei eine «Bundeswehr, die uns zuverlässig schützt».

Am 23. August lautete dann die Schlagzeile der *Frankfurter Allgemeinen*: «Verteidigungsetat soll mittelfristig sinken».

Von dem allen Nato-Partnern etwa tausendmal gegebenen Versprechen, dauerhaft mindestens 2 Prozent des Bruttoinlandprodukts für Verteidigung auszugeben, ist keine Rede mehr. Deutschland ist und bleibt ein Schnorrer. Die Ukraine wird im Wesentlichen von den USA



Nach Stimmungen regieren:
Bundeskanzler Scholz.

militärisch über Wasser gehalten. Falls die USA demnächst von Donald Trump regiert werden, müssten die Europäer für sie einspringen. Danach, dass sie es ohne die Deutschen könnten, sieht es nicht aus. So viele Tote, womöglich für nichts.

Was will Scholz eigentlich? Er laviert und spielt auf Zeit. Einerseits möchte er nicht als unzuverlässiger Verbündeter in der Nato da-

Dieses prinzipienlose Schielen nach Popularität stösst unter dem Merkel-Schüler an seine Grenzen.

stehen. Andererseits will er keine Konflikte mit den Pazifisten in der SPD und in Ostdeutschland. Deshalb tut er, stets mit angemessener Verzögerung, immer gerade das Nötigste. Die Raketen könnte man den Ukrainern schicken oder auch nicht schicken. Beides wären umstrittene Entscheidungen. Scholz wird sie schicken, wenn die Stimmungslage in Deutschland ihm dafür passend erscheint. Das ist sein Stil.

Als Wähler hege ich den Wunschtraum, dass Politiker Überzeugungen haben, sie formulieren und dann danach handeln. Worte und Taten

sollten zueinander passen. Willy Brandt hat seine Ostpolitik gegen den Widerstand vieler Westdeutscher durchgesetzt, Helmut Schmidt hat im Entführungsfall Schleyer eine moralisch schwierige, letztlich richtige Entscheidung getroffen, Helmut Kohl die deutsche Einheit gegen die gesamte Linke durchgeboxt. Gerhard Schröder hat mit der «Agenda 2010» die Wirtschaft wieder flott und seine eigene Partei wütend gemacht. Sie hatten den Mut zu umstrittenen Entscheidungen, in entscheidenden Momenten ihrer Kanzlerschaft.

Kampfkraft einer Herde Merinoschafe

Mit Angela Merkel wurde es üblich, nach Stimmungen zu regieren. Heute war Multikulti total gescheitert – am nächsten Tag konnte es gar nicht genug davon geben.

Heute war Kernkraft gut, am nächsten Tag des Teufels, je nach Meinungsumfragen. Dieses prinzipienlose Schielen nach Popularität bei gleichzeitiger Verteufelung des Populismus der anderen stösst unter dem Merkel-Schüler Scholz an seine Grenzen. Deutschlands Geschäftsmodell bricht gegenwärtig zusammen, insofern brauchte das Land tatsächlich so etwas wie eine «Zeitenwende». Die lieben USA haben wir für die militärische Abschreckung bezahlen lassen, unsere Bundeswehr besitzt halt nur die Kampfkraft einer Herde Merinoschafe. Billige Energie lieferten die lieben Russen, und die lieben Chinesen kauften fleissig immer mehr unserer Autos. Super! Alle drei Zaubertricks funktionieren jetzt aber nicht mehr.

Was passiert? Nicht viel. Inzwischen lehnen fast drei Viertel der Deutschen ihre Regierung ab. Hatten nicht alle Parteien versprochen, dass sich die Massenmigration von 2015 nie wiederholen würde? Auch dieses Versprechen wurde gebrochen.

Harald Martenstein zählt zu den bekanntesten Kolumnisten Deutschlands. Kürzlich erschien von ihm: Alles im Griff auf dem sinkenden Schiff. C. Bertelsmann, Fr. 27:90.

Russlands Ikarus

Der verstorbene Söldner-Chef Jewgeni Prigoschin dürfte in die Volksmythologie eingehen. Als Vertreter des kleinen Mannes, der den Kreml das Fürchten lehrte.

Wolfgang Koydl

Es gab fast nichts, was er in seinem Leben nicht war: Knastbruder, Kinderbuchautor, Caterer, Killer. Doch bei allem, was er tat, blieb sich Jewgeni Prigoschin in einem Punkt treu: Er wusste immer, was gut für ihn war, seine Instinkte trugen ihn nie. Umso rätselhafter war seine letzte Entscheidung, der fehlgeleitete Marsch auf Moskau – eine fatale, letztlich selbstmörderische Fehlkalkulation. War es Hybris, war es ein Spiel, tappte er in eine Falle? Oder ist Prigoschin womöglich noch am Leben? Antworten auf diese Fragen wird es wohl nie geben in diesem an Rätseln und Mysterien so überreichen Land.

Kremlchef Wladimir Putin, der Prigoschin seit dreissig Jahren kannte und nun vielleicht für seinen Tod verantwortlich ist, rühmte den bulligen Glatzkopf in einem Nachruf mehrdeutig als einen «Mann mit einem komplizierten Schicksal», der in seinem Leben «schwere Fehler» gemacht habe. Allerdings sei er auch ein «talentierter Geschäftsmann» gewesen. Dieses Urteil liesse sich auch über das neue, aus der sowjetischen Konkursmasse hervorgegangene Russland abgeben, ein Russland, das massgeblich von Putin geprägt wurde.

Wiederkehr der Träume

Tatsächlich verkörpert Prigoschins Leben fast spiegelbildlich die Jahre zwischen 1989 und heute: die wilde, anarchische Aufbruchstimmung unter Boris Jelzin, als grosse Vermögen mit wenig Skrupeln und viel krimineller Energie zusammengerafft wurden, dann das

«Ich hatte gemerkt, dass die Leute es sathatten, nur Koteletts und Wodka zu konsumieren.»

Wiedererstarben des Staates und staatlicher Regeln unter Ex-Geheimdienstler Putin, schliesslich die Wiederkehr der Träume von einem starken Russland, gestützt auf die Macht von Waffen.

Prigoschin durchlief diese Jahre ebenfalls in drei Etappen: vom Hotdog-Verkäufer und Multi-Entrepreneur über den Grossunternehmer mit



Charisma und Führungsstärke: Prigoschin (l.), Putin.

fetten Staatsaufträgen zum Chef einer Privatarmee, die Russlands Ruhm und Einfluss in der Welt stärken sollte. Dass sie nebenbei Gewinn abwerfen sollte für ihn und für Mütterchen Russland, verstand sich von selbst. In Afrika besorgte seine Gruppe Wagner lukrative Abkommen zum Abbau seltener Rohstoffe. Auch er ging nicht leer aus. Wenige Tage vor seinem Tod wurde er in einer afrikanischen Hauptstadt gefilmt, als er überwachte, wie seine Männer Kisten mit Gold in seine Privatmaschine luden.

Prigoschin hatte – wie man es sehen will – die besten oder die schlechtesten Voraussetzungen, um in den Wildwestjahren des nachkommunistischen Russlands nach oben zu kommen. Aber auf alle Fälle nutzte er die Chancen, die diese Zeit einem skrupellosen jungen Mann

von damals 29 Jahren bot. Denn im Wendejahr 1990, als die UdSSR zu Grabe getragen wurde, war Prigoschin ein Ex-Häftling ohne Bildung. Er kehrte aus einer Strafkolonie, wo er neun Jahre wegen Einbrüchen und eines brutalen Raubüberfalls verbüsst hatte, ins heimatliche Leningrad zurück. Er und seine Bande hatten auf offener Strasse eine Frau attackiert und sie gewürgt. Die Beute: Stiefel und Ohrringe des Opfers.

Baugewerbe, Marketing, Glücksspiel

Im Lager verlor Prigoschin zwar ein Glied seines linken Ringfingers, erwarb aber Arbeitserfahrung, eine rudimentäre Bildung und gewann die Erkenntnis, dass das Glück nicht unbedingt dem Tüchtigen, sondern dem Zupackenden lacht. Später sollten ihm seine Re-

ferenzen als «sek», als Ex-Häftling, helfen, in Straflagern Söldner für seine Truppe im Ukraine-Krieg anzuwerben.

Ein Studium der Pharmazie brach er nach seiner Heimkehr sehr schnell ab. Stattdessen verkaufte er zusammen mit seiner Mutter und seinem Stiefvater Hotdogs – eine Neuheit in Russland – auf einem Markt. «Die Rubel kamen so schnell herein, dass meine Mutter mit dem Zählen gar nicht mehr nachkam», erzählte er später. Aus einem Stand wurde eine Kette, dazu kamen Interessen und Investitionen im Baugewerbe, im Marketing und im Glücksspiel. Letzteres dürfte ihn vermutlich mit Putin zusammengeführt haben. Er war im Bürgermeisteramt von St. Petersburg für die Vergabe von Lizenzen für Casinos zuständig.

Bald zog es Prigoschin in die höhere Gastronomie. Im Dezember 1996 eröffnete er das «Alte Zollhaus», St. Petersburgs erstes Spitzenrestaurant. «Ich hatte gemerkt, dass die Leute es satt hatten, nur Koteletts und Wodka zu konsumieren», begründete er den Schritt. Im «Zollhaus» traf sich die politische und wirtschaftliche Elite der Stadt. Doch sein zweites Restaurant zog noch hochkarätigere Klientel an: Im «New Island» bewirtete er 2001 den neuen Präsidenten Putin und dessen französischen Gast Jacques Chirac. Ein Jahr später lud der Kremlchef US-Präsident George W. Bush dorthin ein. In den Genuss von Prigoschins Kochkünsten gelangten sie freilich nicht. «Ich kann überhaupt nicht kochen», wehrte der Promi-Wirt das Etikett «Putins Koch» ab, das ihm von westlichen Medien verpasst worden war.

Moskaus Trollfabriken

Die Restaurantkontakte schlugen sich bald in lukrativen Staatsaufträgen nieder. Vor allem die russischen Streitkräfte, gegen die Prigoschin Jahre später seinen Aufstand anzetteln sollte, entwickelten sich zu den besten Kunden. Seine Baufirmen errichteten Militärbasen, das Catering-Unternehmen versorgte Truppenküchen. Allein in einem Jahr brachte ihm die Verpflegung der Soldaten eine Milliarde Schweizer Franken ein – Geld, das er in einen neuen Geschäftszweig investierte: in das «Internet-Forschungsinstitut». Dahinter verbargen sich Trollfabriken, die weltweit Russlands Image fördern und den Ruf von Moskaus Gegnern schädigen sollten.

Nichts deutete darauf hin, dass der unteretzte Geschäftsmann bald Chef einer mehrere zehntausend Mann starken Privatarmee sein und diese persönlich in voller Kampfmontur ins Gefecht begleiten würde. Schliesslich hatte dieser Mann erst ein paar Jahre zuvor zusammen mit seinem Sohn und seiner Tochter ein niedliches Kinderbuch über kleine Wesen verfasst, die versteckt im Kronleuchter eines Theaters wohnen.

Versteckt hielt sich auch Prigoschin in den

ersten Jahren der Söldnergruppe Wagner. Entschieden wies er jede Verbindung zurück, erst nach Beginn des Ukraine-Kriegs trat er als deren Chef an die Öffentlichkeit, emotional und martialisch untermalt von Videos in Kampfmontur von der Front. Doch die Anfänge der Organisation liegen im Dunkeln. Bis heute weiss man nicht, ob Prigoschin sie begründete oder der ebenfalls beim Flugzeugabsturz getötete Ex-Soldat Dmitri Utkin. Wahrscheinlich stellte der

Später sollten ihm seine Referenzen als Ex-Häftling helfen, in Straflagern Söldner für seine Truppe anzuwerben.

Leiter des Sicherheitsdienstes von Prigoschins Unternehmen, Jewgeni Guljajew, 2012 die Verbindung zwischen den beiden Männern her. Als sicher gilt, dass der Unternehmer die Finanzierung der Truppe übernahm.

Gescheiterter Putsch als Wendepunkt

Russland ist nicht das einzige Land mit einer Privatarmee. Die amerikanische «Sicherheitsfirma» Academi (vormals Blackwater) wurde 1997 von einem ehemaligen Navy Seal begründet. Ihre Söldner kamen vor allem im Irak zum Einsatz, wo sie an Kriegsverbrechen beteiligt gewesen sein sollen. Dieselben Vorwürfe machte man der Gruppe Wagner bei deren Einsätzen im syrischen Bürgerkrieg. Erstmals bekannt wurde die Gruppe 2014, als die Ukraine damit begann, die überwiegend russisch besiedelten Gebiete Donezk und Lugansk zu beschiessen. Die «Wagnerowzi» stärkten den Widerstand auf russischer Seite.

Inzwischen besteht kein Zweifel mehr, dass die Existenz der Privatarmee von Prigoschin abhing – nicht nur von seinem Geld, sondern auch von seinem Charisma und seiner Führungsstärke. Seit seinem gescheiterten Putsch befindet sich die Truppe in Auflösung, ein Prozess, der sich mit seinem Tod beschleunigt hat. Doch alles deutet darauf hin, dass ihr Anführer Prigoschin in die Volksmythologie eingehen wird – als Patriot und Vertreter des kleinen Mannes, der die Mächtigen im Kreml kurz das Fürchten lehrte.



Die Bibel

Die religiöse Herrschaftsidee

Ich bin der Herr, dein Gott, der dich herausgeführt hat aus dem Land Ägypten, aus einem Sklavenhaus. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir (Exodus 20, 2–3). – Das erste Gebot ist eng mit dem Auszug der Israeliten aus dem Sklavenreich Ägypten verknüpft. Despotien geben sich grundsätzlich einen religiösen Anstrich, um ihre Unterdrückung zu rechtfertigen.

Der ägyptische König, so der Anspruch, galt als Sohn des Weltenschöpfers und führte dessen Werk weiter. Ein vergleichbares Staatsmodell gab es in Mesopotamien, und weitere bis in die Gegenwart. In seinem Essay über Dostojewski beschrieb Stefan Zweig vor hundert Jahren, wie der russische Dichter das religiöse Thema ins Nationale verschiebt: Das dekadente Europa müsse von Russland gerettet werden, denn Russland sei Christus, der neue Erlöser, und wir seien die Heiden. Das sollte im späteren Stalin-Terror auf perverse Weise durchschlagen.

Schon im 16. Jahrhundert wütete Zar Iwan IV. mit einer Grausamkeit, die sich nur mit dem Terror der Bolschewiken vergleichen lasse, so die Russland-Historikerin Neander. Versuche, mit Russland übereinzukommen, gelingen nur in Extremsituationen. Winston Churchill, der Stalin als Verbündeten gegen Hitler sehr geschätzt hatte, schildert in seinen Memoiren seine und Roosevelts Irritation, als Stalin zunächst in Polen und Rumänien die Vereinbarungen von Jalta brach und bald den ganzen Ostblock einsackte. Russland ist ebenso eine faszinierende Kulturnation wie ein Sklavenreich nach ägyptischem Muster. Damals schickte Gott den Mose x-mal zum Pharao, um mit ihm zu reden. Die Gespräche brachten nichts. Das ist die Herausforderung: mit dem Feind das Gespräch suchen, das nichts bringt. Auch wenn einem die russische Politik nicht geheuer sein kann, sollte man die Russen nicht als lauter Ungeheuer einstufen.

Peter Ruch

Deutschland inszeniert ein Demokratie-Theater

Bürgerräte sollen mehr Mitsprache ermöglichen, gelenkt von Staat und Experten. Ende September feiert die Komödie Premiere.

Philipp Gut

Deutschland spielt Demokratie. Das Spiel trägt den Namen «Bürgerrat». Die jüngste Runde wurde Ende Juli eingeläutet. Dabei zog Bundestagspräsidentin Bärbel Bas (SPD) als gnädige Glücksfee in einer im Parlamentsfernsehen übertragenen «Lotterie» die Teilnehmer des ersten Bürgerrats des Deutschen Bundestags. Die Auserwählten dürfen nun unter Anleitung zum Thema «Ernährung im Wandel: Zwischen Privatangelegenheit und staatlichen Aufgaben» diskutieren. Am 29. September wird der Bürgerrat «nach einer feierlichen Begrüssung» seine Arbeit aufnehmen.

«Arbeiter- und Soldatenräte» kennt man aus der Geschichte des Kommunismus und der russischen oder der deutschen Revolution. Nun wollen wir aber nicht gleich die historische Keule ausfahren. Schliesslich hören auch viele demokratische Gremien auf den Namen «Rat». Dennoch ist eine kritische Betrachtung angebracht. Deutschland tut so, als ob es seine Demokratie stärken wollte – doch das Gegenteil ist der Fall.

Herrschaftsanspruch der Elite

Das lässt sich am Beispiel des Bürgerrats zur «Ernährung» veranschaulichen. Es fängt schon bei der Auswahl der Teilnehmer an. Zwar werden diese ausgelost, aber nach bestimmten Kriterien – beispielsweise der «Einstellung zu veganer oder vegetarischer Ernährung» –, die der Bundestag festgelegt hat. Die Treffer der «Bürgerlotterie» dürfen an einer von «Experten» begleiteten und «professionell moderierten» Diskussion teilnehmen, die schliesslich in «Empfehlungen» an die Politik münden. Ausserdem gibt es einen wissenschaftlichen Beirat, dessen Mitglieder von den etablierten Parteien entsandt werden. Hat da jemand «gelenkte Demokratie» gesagt?

Bundestagspräsidentin Bas: «Unsere parlamentarische Demokratie braucht frische Ansätze, um das Vertrauen in die etablierten Institutionen zu stärken.» Bürgerräte seien einer davon: «Sie schaffen Raum für Begegnungen

ganz unterschiedlicher Menschen. Jede und jeder kann seine persönlichen Sichtweisen und Erfahrungen einbringen.»

Diese Meinungsvielfalt bereichere die Demokratie und verschaffe den «Stimmen der stillen Mitte» Gehör. Für die Abgeordneten bildeten die Bürgerräte «eine wei-

Die Treffer der «Bürgerlotterie» dürfen an einer «professionell moderierten» Diskussion teilnehmen.

tere Möglichkeit zur Rückkopplung mit den Menschen». Die Sonntagspredigt der Parlamentspräsidentin mündet dann allerdings eher unsanft in die Verkündigung des eigenen Herrschaftsanspruchs: «Bürgerräte haben ein einzigartiges Potenzial, unsere Demokratie zu bereichern. Sie ersetzen aber nicht die parlamentarische Auseinandersetzung. Am Ende entscheiden und verantworten die Abgeordneten, welche Empfehlungen umgesetzt werden.»

Ein besonderes Augenmerk soll auf der «Rolle des Staates im Spannungsfeld von individueller Freiheit und Verantwortung für die Gesellschaft» liegen. Der Staat – das ist die kaum verschleierte Absicht der Übung – will sich durch die Bürgerräte eine zusätzliche Legitimität für Interventionen verschaffen. Der gesamte Fragenkatalog zielt auf staatliches Handeln ab («Wie können die Bürgerinnen und Bürger bei Kaufentscheidungen im Hinblick auf eine gesunde Ernährung besser unterstützt werden?» «Welchen steuerlichen Rahmen soll der Staat für die Preisbildung von Lebensmitteln setzen?» «Wie kann der Lebensmittelverschwendung

Einhalt geboten werden, und was kann der Staat dagegen tun?»).

Die Frage, ob sich der Staat überhaupt in die Ernährungs- und Kaufentscheide der Bürger einmischen soll, stellen sich die Regisseure des Demokratie-Theaters gar nicht erst.

Hebel für Lobbyorganisationen

Bevor sich der Bürgerrat zur ersten Sitzung zusammengefunden hat, bringt der Bundestag bereits eine «Reihe von Instrumenten der Ernährungspolitik» ins Spiel, etwa «Selbstverpflichtungen, gesetzliche Mindeststandards, Regulierungen, Fördermassnahmen, Kennzeichnungspflichten, Qualitätssiegel oder Informationskampagnen und Bildungsmassnahmen». Dies alles zielt darauf ab, den Einfluss des Staates zu steigern.

Auch in der Schweiz fand schon ein «Bürger:innenrat» zur «Ernährungspolitik» statt. Auffallend ist dabei die durchs Band links-grüne Stossrichtung. Als Träger figurieren verschiedene links-grüne Organisationen, von der Stiftung Landwirtschaft mit Zukunft über Biovision bis zum Netzwerk für Nachhaltigkeitslösungen, das von der Uno installiert worden ist. Die Verantwortlichen bekennen sich denn auch ausdrücklich dazu, die Uno-Agenda 2030 mit ihren Nachhaltigkeitszielen umzusetzen.

Kurzum: Die Bürgerräte entpuppen sich als Hebel für Lobbyorganisationen sowie staatliche und überstaatliche Institutionen, um ihre Machtbasis zu erweitern. Dabei wäre es doch ganz einfach: Wer es ernst meint mit der Stärkung der Demokratie, der lässt die Bürger abstimmen.

Man nennt das «direkte Demokratie».



Theorie des Schweinebauch-Journalismus

Der Fall von Hubert Aiwanger ist ein Schulbeispiel für die industrielle Skandalisierung der Medien.



Wenn linke Journalisten einen rechten Politiker fertigmachen wollen, dann muss man auch sprachlich kreativ sein. Es sind möglichst abwertende Attitüden für den Politiker zu finden.

In diesem Sinne ist die Redaktion der *Süddeutschen Zeitung* äusserst talentiert. Seit Jahren schoss sie aus allen redaktionellen Rohren gegen Hubert Aiwanger, den bayrischen Parteichef der Freien Wähler und Vize-Ministerpräsidenten im Land.

Für die linke Garde der *Süddeutschen* war der konservative Aiwanger beispielsweise ein «Staatsminister für Populismus», ein «Folklore-Minister» ein «Wirtshausminister», ein «Querfeldminister» und ein «Staatsminister für Zack und Bumm».

Den besten Namen, den sie ihm gaben, spare ich mir noch etwas auf. Denn zuerst folgt ein medientheoretischer Einschub.

Die Jagd auf Hubert «Hubschi» Aiwanger ist ein schönes Beispiel, wie eine professionell gemanagte Medienkampagne abläuft. Jede routinierte Redaktion weiss heute, wie man die Skandalisierung einer Person erfolgreich arrangiert.

Die mediale Skandalisierung spielt sich in fünf Etappen ab. Etappe eins ist die Latenzphase, es folgt die Initialzündung, dann die Rudelbildung, viertens die Rücktrittsforderung und fünftens der Showdown.

Die Latenzphase, erste Phase, ist wichtig, um das Terrain vorzubereiten. Es ist für Medien sehr schwierig, eine Person abzuschliessen, die zuvor nie in der Kritik stand. Und damit wäre ich bei meiner liebsten Schlagzeile aus dem Sammelurium der *Süddeutschen* über Hubert Aiwanger: «Ein Mann für jeden Kuhfladen.»

Manchmal braucht es Jahre, bis man die Fäkalie breittreten kann. Aber irgendwann, Phase zwei, muss die Initialzündung kommen. Die *Süddeutsche* fand sie nun endlich und beschuldigte Aiwanger, als Knirps vor 35 Jahren ein antisemitisches Flugblatt verfasst zu haben. Es waren Fake News. Das Flugblatt stammte von seinem Bruder.

Egal, sagte sich die *Süddeutsche*, dann machen wir auf Sippenhaftung. Sie skandalisierte nun, dass Aiwanger seinerzeit seinen Bruder nicht

Die Rücktrittsforderung ist vom journalistischen Nachfrageprodukt zum Angebotsprodukt geworden.

an den Galgen geliefert und «das schreckliche Geheimnis» auch später nicht gelüftet habe. Es war Schweinebauch-Journalismus vom Feinsten.

Nach dieser ausgerollten Vorlage der Verunglimpfung stieg nun auch das Rudel der Gesinnungsgenossen auf den anderen Redaktionen jubelnd auf die Story ein und stemmte sie, Phase drei, zur landesweiten Kampagne hoch. «Hubschi, der Gescheiterte», erkannte der *Spiegel*. Andernorts «wäre er längst weg», wusste die *Zeit*. «Aiwanger wird diese Affäre politisch nicht überleben», weissagte der *Stern*. Und der Bayerische Rundfunk grub einen ehemaligen Mitschüler aus, der atemlos berichtete, Aiwanger habe in der Schule mal den Hitlergruss gezeigt und mal einen Judenwitz erzählt, was natürlich von *Süddeutscher* über *Spiegel* bis *Stern* erneut zu erhitzten Schlagzeilen führte.

Inzwischen hatte auch Phase vier eingesetzt, das Gewehrfeuer der Rücktrittsforderungen. Dieser Mechanismus hat in den letzten Jahren aus einem speziellen Grund pandemisch zugelegt. Zu meiner Zeit als junger Journalist mussten wir oft lange herumtelefonieren, bis wir einen Politiker fanden, der einen Rücktritt forderte. Wir versprachen ihm dafür eine fette Schlagzeile.

Heute ist die Rücktrittsforderung von einem journalistischen Nachfrageprodukt zu einem Angebotsprodukt geworden. Die PR-Abteilungen der Politiker entscheiden gezielt, wo sie ihr Statement abgeben, und handeln zuvor aus, wie das Statement publizistisch umgesetzt wird. SPD-Chefin Saskia Esken wählte für ihre Rücktrittsforderung etwa die Zeitungsgruppe der *Westdeutschen Allgemeinen*, Parteikollege und Fraktionsvize Dirk Wiese legte in der *Rheinischen Post* nach, der grüne Wirtschaftsminister Robert Habeck tat es in der *Augsburger Allgemeinen*.

Dann folgt Phase fünf, der Showdown. Wenn die industrielle Skandalmaschine der Medien auf Volltouren läuft, sekundiert von Rücktrittskommandos der Politik, kapitulieren in der Regel die Angeschossenen ziemlich schnell. Zuletzt sah man das etwa in den Fällen Franziska Giffey, Anne Spiegel oder Hendrik Wüst.

Insofern ist es untypisch, dass Hubert Aiwanger nach über einer Woche einer gekonnt inszenierten Medienkampagne immer noch steht. «Aiwanger ist am Ende», titelte die *Süddeutsche Zeitung* zuletzt. Das tönte schon ziemlich verzweifelt.

«Schleichend werden wir zum Islam geführt»

Die Muslimbrüder agierten wie ein Geheimbund. Ihr Ziel sei die Schaffung einer islamischen Welt. Das schreibt die französische Anthropologin Florence Bergeaud-Blackler in ihrem neuen Buch. Sie bezahlt dafür einen hohen Preis und lebt unter Polizeischutz. Wir haben mit ihr gesprochen.

Jürg Altwegg

Sie wird mit Morddrohungen eingedeckt, von Kollegen gemieden, von der Universität im Stich gelassen. Seit zehn Jahren ist Florence Bergeaud-Blackler beim renommierten Forschungsinstitut Centre national de la recherche scientifique (CNRS) angestellt, das die jüngsten Morddrohungen erst nach Wochen verurteilte. Medien werfen ihr vor, sie stelle in ihrem neuen Buch den Totalitarismus der Muslimbrüder jenem der Nazis und der Kommunisten gleich. Sie dementiert nicht: «Die Muslimbrüder sind religiöse Suprematisten, eine Geheimgesellschaft, die ihre Absichten verheimlicht.»

In «Le frérisme et ses réseaux, l'enquête» untersucht Bergeaud-Blackler Ideologie, Strategie und Doktrin der Muslimbruderschaft (MB) und ihrer Netzwerke in Europa. Die akribische Darstellung der Anthropologin ist überzeugend und ergibt ein erschreckendes Bild. Die Autorin legt Beweise für die Infiltration der Muslimbruderschaft in wichtige Institutionen der Europäischen Union und der französischen Wissenschaft vor, mit dem Ziel, ihre Ideologie zu verbreiten und eine islamische Welt zu schaffen. Gilles Kepel, der Doyen der französischen Islamologen, steuerte das Vorwort bei. Er lobt das Buch als Veranschaulichung seines Bestsellers «Le prophète et la pandémie. Du Moyen-Orient au jihadisme d'atmosphère».

Weltwoche: Frau Bergeaud-Blackler, Sie beschreiben die Bruderschaft als Bewegung für Muslime ausserhalb der islamischen Welt.

Florence Bergeaud-Blackler: Sie wurde vor hundert Jahren in Ägypten gegründet. Mehrere ihrer ersten Mitglieder mussten nach Europa und in die USA auswandern. Es gab heftige Diskussionen. Einige plädierten für die Rückkehr in die Heimat, um dort die Regierungen zu stürzen. Die anderen sprachen sich dafür aus, den Islam nach Europa zu holen.

Weltwoche: Der französische Geheimdienst geht von 50 000 Muslimbrüdern in Frankreich aus. Sie sprechen von ein paar tausend. Wie funktionieren die Muslimbrüder, deren Ideologie Sie als «frérisme» bezeichnen?

Bergeaud-Blackler: Der *frérisme* integriert die unterschiedlichsten Strömungen des Islam. Er ist eine den liberalen Demokratien angepasste Synthese, deren Einfluss in Frankreich Millionen von Menschen unterliegen. Mehr als ein Drittel der Muslime stellen die Scharia über die Gesetze der Republik. Bei den Jugendlichen sind es

«Der Feind wird dazu gebracht, seine Waffen und Werte gegen sich selbst einzusetzen.»

57 Prozent. Eine Mehrheit akzeptiert das Kopftuchverbot nicht. Der *frérisme* macht aus muslimischen Franzosen französische Muslime. Sein Ziel ist es, die Welt in eine islamische Gesellschaft zu verwandeln – zu einem transnationalen Kalifat zu machen. Er ist sehr modern und bedient sich des technologischen Fortschritts. Doch die Gesellschaft, die ihm vorschwebt, ist keine Demokratie, sondern eine Theokratie – mit der Scharia als Gesetz. Es handelt sich um eine politische und religiöse Bewegung, die ihr Vorgehen dem Ziel anpasst.

Weltwoche: Was ist die Strategie dahinter?

Bergeaud-Blackler: Sekten versuchen, neue Mitglieder zu isolieren und ihrem Umfeld zu entreissen. Die Muslimbrüder machen das Gegenteil. Sie bearbeiten Zielscheiben innerhalb ihres Milieus. Von ihm aus wird der Einfluss auf die Gesellschaft angestrebt. Für das Erreichen dieses Ziels gibt es einen Plan – es ist der Plan Gottes. Er beruht auf einer Vision der Geschichte und der Zukunft. Die Politologen vernachlässigen ihn, weil sie Angst haben, dass man ihre Analyse als Verschwörungstheorie verstehen könnte. Deshalb schreiben sie, die Muslimbrüder hätten ihren ideologischen Kompass verloren und würden auf die Errichtung einer islamischen Gesellschaft verzichten. Das ist ein gewaltiger Irrtum. Der Plan existiert, er ist das grösste Geheimnis der Muslimbrüder, die eine Geheimgesellschaft sind.

Weltwoche: Das tönt sehr ein bisschen nach Verschwörungstheorie. Handelt sich tatsächlich um eine Geheimgesellschaft?

Bergeaud-Blackler: Aber sicher. Kein Muslimbruder wird je zugeben, dass er ihr angehört. Die Mitglieder erfüllen ihre Mission, ohne je öffentlich darüber zu reden. Nur von wenigen weiss man, dass sie es waren. Das heisst aber auch, dass sie während Jahren gelogen haben. Deshalb ist es schwierig, ihnen nun zu vertrauen. Bei Mohamed Louizi, einem Franzosen marokkanischer Herkunft, kann man davon ausgehen, dass er tatsächlich Mitglied war und mit der Bewegung gebrochen hat: Er beschreibt die Muslimbrüder sehr kritisch und detailreich. Bei anderen ehemaligen Mitgliedern hat man den Eindruck, dass sie noch immer unter ihrem Einfluss stehen. Es gibt zudem viele Gutgläubige, die gar nicht so richtig merken, dass sie von den Muslimbrüdern manipuliert werden.

Weltwoche: Pardon für die blöde Frage: Gibt es auch Muslimschwestern?

Bergeaud-Blackler: Natürlich. Allerdings habe ich nie eine Muslimschwester getroffen, die der Bruderschaft ihre Treue geschworen hat. Ich weiss selbst nicht genau, ob es für Frauen dieses Treuebekenntnis gibt. Aber ich kenne viele Muslimschwestern, die genauso aktiv sind wie die -brüder. Die Grenze zwischen der Bruderschaft und dem engsten Kreis ihrer Einflussnahme ist fliessend. Das Kriterium «Mitgliedschaft» sagt wenig aus.

Weltwoche: Wie verhält es sich mit Tariq Ramadan und seinem Bruder Hani, den in Genf lebenden Enkeln des Gründers Hassan al-Banna? Sind sie Mitglieder, Missionare, Propheten im Dienst seiner Ideologie?

Bergeaud-Blackler: Alle, die sich zur Lehre von al-Banna und al-Qaradawi bekennen, sind Teil der Muslimbruderschaft. Das gilt selbstverständlich für Hani und Tariq Ramadan. Ihr Einfluss auf die Jugendlichen ist beträchtlich. Er wird über kulturelle Vereinigungen, Vorträge, Sportvereine, Ferienlager und so weiter ausgeübt. Französische Kulturhäuser und Islam-Zentren sind Drehscheiben der Verbreitung. Die Muslimbrüder sind Integristen, und in Frankreich haben sie ihre politische Vision des Islam weitgehend durchgesetzt: Zwei bis drei Generationen von Einwanderern wurden re-islamisiert.



«Der Überlegenheitskomplex zerschellt an der Wirklichkeit»: Forscherin Bergeaud-Blackler.

Die Jugendlichen haben den Auftrag, ihre gemässigeren Eltern auf den rechten Weg zurück zur «richtigen» Religion zu bringen. Sie fühlen sich als Botschafter des Islam in Frankreich.

Weltwoche: Fühlen sie sich als Franzosen?

Bergeaud-Blackler: Selbst die fanatischsten unter ihnen fühlen sich sehr wohl als Franzosen: unter der Bedingung, dass sie ein Leben nach den halal Kriterien führen können. Die Gesellschaft muss ihnen ein Leben der «Inklusion» ermöglichen. Ohne Assimilierung. Sie sind Franzosen, die sich den französischen Traditionen und Normen verweigern.

Weltwoche: Sie haben dem halal Phänomen zwei Bücher gewidmet, die hohe Wellen schlugen. Für Sie ist halal eine «erfundene Tradition».

Bergeaud-Blackler: Es handelt sich in der Tat um ein Phänomen, das nicht vom Koran her-

geleitet werden kann. Sein Siegeszug hat weltweit Ausmasse angenommen, die ohne eine Strategie nicht erreicht worden wären. Das halal Business ist aus einer Allianz zwischen der neoliberalen, kapitalistischen Marktwirtschaft – mit Firmen wie Nike und Adidas – und den islamischen Fundamentalisten entstanden. Letztere sind keine Kapitalisten, aber sie benutzen den Markt zur Verbreitung ihrer Weltanschauung. Sie verdienen Geld und stärken ihre Macht. Die religiösen Instanzen verleihen den halal Produkten das Echtheitszertifikat. Es geht längst nicht nur um das Fleisch und andere Nahrungsmittel. Auch Reisen, Hotels sind betroffen. Alles, was konsumiert werden kann, unterliegt inzwischen den halal Kriterien. Es geht längst um eine gewaltige Industrie, die dabei ist, die islamischen Normen durchzusetzen.

Weltwoche: Zu Beginn des Ramadan startete die Marke Evian zufälligerweise eine Kampagne, in der die Tugenden des Mineralwassers beworben wurden. Sie wurde als Provokation der Muslime hochgespielt. Evian musste sie umgehend stoppen und sich entschuldigen – aus Angst vor einem weltweiten Boykott.

Bergeaud-Blackler: Der Protest kam von Vereinigungen gegen die «Islamophobie». Ihre Strategie setzt auf die Schuldgefühle des Westens, die skrupellos instrumentalisiert werden. Damit will man uns auf die Islamisierung der Welt einstimmen. Wer sich ihr entgegenstellt, wird als islamfeindlicher, kolonialistischer Rassist stigmatisiert. Mit dem Schlagwort «systemische Islamophobie» soll die westliche Gesellschaft zur Einsicht gebracht werden, dass sie sich dem Islam anpassen muss. Und nicht umgekehrt. Sie – als Gastgeberin – muss eine Willkommenskultur schaffen. Es ist an den Europäern, andere Denk- und Verhaltensweisen zu akzeptieren. Auch wenn diese mit unseren Werten, Traditionen, Sitten und Bräuchen nicht vereinbar sind. In dieser Logik ist es zum Beispiel islamophob, in den Schulen das Kopftuch zu verbieten.

Weltwoche: Dieser Diskurs und die «Islamophobie» gehen auf die Muslimbrüder zurück?

Bergeaud-Blackler: In ihrer Strategie und Ideologie steckt das Bewusstsein einer *suprématie*, einer religiösen Überlegenheit des Islam. Muslimbrüder sind Suprematisten. Die Verbreitung des Schleiers illustriert ihren Einfluss.

«Ihre Strategie setzt auf die Schuldgefühle des Westens, die skrupellos instrumentalisiert werden.»

Ich hatte mich am Anfang meiner Feldstudien als Anthropologin mit jungen islamischen Frauen befasst und ihre Manipulation durch die Muslimbrüder beobachtet. Sie brachten Schülerinnen dazu, das Kopftuch zu tragen und es als Ausdruck ihrer Freiheit zu verteidigen. Nach einem Jahr der Provokationen reagierte Frankreich mit einem Gesetz, das den Terroristen einen Vorwand für ihre Attentate lieferte. Der klassische Feminismus, der das Kopftuch abgelehnt hatte, mutierte zum Neofeminismus, der es akzeptiert und dem die Frauen in Afghanistan gleichgültig sind. Weil ich mich nicht vereinnahmen und schon gar nicht bekehren liess, verweigerte man mir den Zugang zu den Frauen in den Banlieues. Deshalb begann ich, das halal Business zu untersuchen. Da hatte ich sehr viel weniger Schwierigkeiten. Auch weil ich gebraucht wurde, um seine Existenz zu bezeugen. Das war mir sehr wohl bewusst.

Weltwoche: Kann man seine wirtschaftliche Bedeutung in Zahlen ausdrücken?

Bergeaud-Blackler: Das ist sehr schwierig. Die Moscheen werden für die Zertifizierung des Fleisches als halal bezahlt, doch die Höhe der Ab-

gabe bleibt geheim. Doch hier geht es gar nicht so sehr um die Zahlen: Die Ausweitung des halal Kriteriums auf zahlreiche Produkte und Dienstleistungen führt zu einem Separatismus in der Gesellschaft. Weil es halal Hotels und Restaurants gibt, bleiben sie den anderen fern. Der Graben zwischen Muslimen und Nichtmuslimen vertieft sich zusehends.

Weltwoche: Wollen die Muslimbrüder eine Apartheid-Gesellschaft?

Bergeaud-Blackler: Sie fördern sie – auf dem Weg zu der Gesellschaft, wie sie ihnen vorschwebt. Auch dafür ist ihr suprematistisches Bewusstsein einer religiösen Überlegen-

heit verantwortlich. Die Muslime schliessen sich selbst aus, weil sie sich für besser halten. Das halal Business ist darauf angelegt, unsere Gesellschaft «halal-kompatibel» zu machen. Mawdudi, Theoretiker des *fréisme*, sprach von einem *halal way of life*. Diese Strategie ist sehr viel schlauer und ergiebiger als die brutale Islamisierung, die auf Widerstand stösst. Langsam, schleichend werden wir zu den Normen des Islam hingeführt. Man tut so, als ginge es darum, die Diskriminierung einer Minderheit, die mit dem Islamismus nichts zu tun habe, zu überwinden. Natürlich handelt es sich um eine Form von Betrug. Es ist eine List, um uns an die islamische

Gesellschaft zu gewöhnen. Bis wir uns wie von selbst zur islamischen Theokratie bekennen, und sei es in ein paar Jahrhunderten.

Weltwoche: Wie erklären Sie die Tatsache, dass globalisierte Firmen sich in diesen Kampf einspannen lassen? In Ihrem Buch verwenden Sie den Begriff «nützliche Idioten».

Bergeaud-Blackler: Es geht ums Geschäft. Ihr Verhalten entspricht dem multikulturellen Geist, der die Unternehmen in Beschlag genommen hat. Gegen den Rassismus, für das friedliche Zusammenleben aller. Sie verstehen nicht, dass sie tatsächlich zu nützlichen Idioten des Islam und seiner Globalisierung werden. Es

POLITIK

Frankreichs Linke ohne Juden

Der Jahrestag der Razzia von 1942 im Pariser Radstadion wird seit 1982 begangen. Im Jahr zuvor hatten die Juden praktisch geschlossen den Sozialisten François Mitterrand gewählt und seinen Sieg gegen den amtierenden Präsidenten Giscard d'Estaing ermöglicht. Zwischen den beiden Wahlgängen war bekannt geworden, dass Giscard's Tourismusminister Maurice Papon im Krieg als Präfekt die Deportation aus Bordeaux organisiert hatte. Noch war Mitterrands antifaschistischer Heiligenschein intakt. Dass auch seine Vergangenheit braune Flecken aufwies, drang erst später an die Öffentlichkeit.

Macrons historische Ansprache

Für die Präsidenten ist der Jahrestag zur Pflichtübung geworden. Mitterrands Nachfolger Jacques Chirac anerkannte als Erster die Mitschuld der Franzosen – Vichy war bei der Judenverfolgung weiter gegangen, als es die Besatzer verlangt hatten. Auch Emmanuel Macron hielt eine historische Ansprache: Er bescheinigte der Ermordung der jüdischen Rentnerin Mireille Knoll antisemitische Motive, die das Gericht nicht sehen wollte. In Frankreich werden erneut Juden ermordet, weil sie Juden sind.

Im vergangenen Juni sorgte nicht die Zeremonie für Aufsehen, sondern ein Kommentar des Politikers Jean-Luc Mélenchon. Bei der Gedenkfeier 2022 war er ausgebuht worden. Er hatte im Wahlkampf ein Attentat prophezeit «wie vor zehn Jahren in Toulouse»: Als ob Nicolas Sarkozy damals den Anschlag auf die jüdische Schule – er forderte drei Todesopfer – ferngesteuert und den Sieg des Kandidaten Mélenchon verhindert hätte. Seit 2012 ist Mélenchon bei jeder Präsidentschaftswahl dabei. Er hatte seine Karriere bei den Sozialisten begonnen und war Minister

im Kabinett von Lionel Jospin. Als Dissident, der nach ihrer Wende am Marxismus festhielt, begründete er die Linksfrente «Front de gauche», aus der das «Unbeugsame Frankreich» hervorging. 2017 verpasste er den Einzug in die Stichwahl gegen Macron nur knapp, 2022 lag er deutlich hinter Marine Le Pen zurück.

Nicht nur wegen seiner Instrumentalisierung des Attentats von Toulouse war Mélenchon am Jahrestag der Judenrazzia nicht willkommen. Mehrfach hat er den Crif zum «Über-Ich» der französischen Politik stilisiert. Mélenchon unterstützte den Genossen Jeremy Corbyn, als dieser des Antisemitismus bezichtigt wurde. Den früheren sozialistischen Minister Pierre Moscovici beschrieb er mit den antisemitischen Klischees über das Geld der Juden. Beim Juden Eric Zemmour machte er Verhaltensweise aus, die «eng mit den jüdischen Traditionen verknüpft sind». Mélenchon nahm an Demonstrationen teil, bei denen mit dem Judenstern gegen die «Islamophobie» protestiert wurde. Im Wahlkampf schmückte er sich mit dem KZ-Abzeichen der politisch Deportierten.

Neokonservative Wende hin zu Sarkozy

Für die Wahl ins Parlament gelang es Mélenchon, die linken Parteien – Sozialisten, Kommunisten, Grüne – unter der Fuchtel des «Unbeugsamen Frankreich» in der Koalition «Nupes» zu versammeln. Sie bröckelt, seit Mélenchon und die Kommunisten Israel als «Apartheid-Staat» verurteilen wollten. Im Mai schmetterte die Mehrheit das Ansinnen ab – auch mit den Stimmen des Rassemblement national. Der Skandal der «rechtsextremen» Juden erschüttert das Linksbündnis weiter: Die «Nupes»-Parteien werden bei der Europawahl getrennt ins Rennen gehen.

Die französische Revolution hatte die Juden emanzipiert. Im Ersten Weltkrieg waren sie as-



Sündenbock für Niederlagen: Sozialist Mélenchon.

similiert. Vor dem Zweiten Weltkrieg regierte mit Léon Blum erstmals ein Jude das Land. Nach 1945 wählten die Juden kommunistisch. Die Trotzlisten sprachen Jiddisch. Im Mai 1968 waren junge jüdische Intellektuelle die Anführer der Revolte. Sie spielten bei der Aufarbeitung der Vergangenheit und der Überwindung von Stalinismus und Maoismus die entscheidende Rolle. Damit begann die neokonservative Wende hin zu Sarkozy. In diesem Sommer steht die Linke vor dem Befund: In keiner Partei, Gewerkschaft oder antirassistischen Vereinigung bekleiden Juden führende Positionen – sie sympathisieren auch nicht mehr mit ihnen. Eine historische Allianz ist zerbrochen.

Mélenchon sei kein Antisemit, beteuern seine Anhänger. Doch in seinem Diskurs erscheinen die Juden als Sündenbock für seine Niederlagen. Hemmungslos setzt er auf die Islamisierung: 2020 haben 70 Prozent der Muslime Mélenchon gewählt. Zuvor wählten sie die Sozialisten – wie einst die Juden. Deren Angst vor Mélenchon treibt sie in die Arme von Marine Le Pen. Sie hat mit dem Faschismus ihrer Partei gebrochen und den eigenen Vater ausgeschlossen.

Jürg Altwegg

gibt eine Internationale des Islam, die mit dem diskreten Islam, den es in Frankreich vor vierzig Jahren gab, nichts mehr zu tun hat. Die Gläubigen gingen ihrem Glauben nach. Sie wollten arbeiten. Jegliches Missionieren war ihnen fremd. In den Moscheen wurde gebetet – heute sind sie mächtige Geschäfts- und Kulturzentren. Sie kümmern sich um Bildung und Freizeit der Muslime. Sie führen Kampagnen gegen Schriftsteller, die sie der Blasphemie bezichtigen, und spielen bei Wahlen eine Rolle. Diese Ausbreitung geht auf die Muslimbrüder zurück.

Weltwoche: Sie sprachen von List.

Bergeaud-Blackler: Die List ist eine Form der Kriegsführung gegen einen Feind, den man mit militärischen Mitteln nicht besiegen kann. Er wird dazu gebracht, seine Waffen und Werte gegen sich selbst einzusetzen. Die Muslimbrüder setzen auf unser Schwächen und Irrtümer. Ihre Kriegsführung vermeidet die direkte Konfrontation, denn sie würde unweigerlich ihre eigene Einheit zerstören, die ihre grösste Stärke ist.

Weltwoche: Ihre Kritiker werfen Ihnen vor, den Rechtsextremen in die Hände zu arbeiten.

Bergeaud-Blackler: Das höre ich seit dreissig Jahren. Der Vorwurf kommt von den Muslimbrüdern und den Linken. Gegen diese grotesken Unterstellungen bin ich längst immun. Ich fühle mich der Wahrheit verpflichtet. Ich bin Forscherin, ich mache keine Politik.

Weltwoche: Die Verleumdungen haben eine neue Stufe erreicht: Wegen Morddrohungen stehen Sie seit Wochen unter Polizeischutz.

Bergeaud-Blackler: Ich habe das Glück, in einem Land zu leben, das seine Forscher beschützt. Wo immer ich hingehe, habe ich einen Polizisten an meiner Seite.

Weltwoche: Was hörten Sie in Deutschland bezüglich der Bedrohung durch den Islam?

Bergeaud-Blackler: Wir sind überall, in Deutschland, in den Niederlanden und in Grossbritannien, nur noch ein paar wenige Forscher, die sich damit befassen. Das hat nicht nur mit Drohungen zu tun, sondern generell mit der Politisierung des Themas. Forschung und Lehre sind in Gefahr. Wir schätzen die Lage ähnlich ein und hoffen auf einen heilsamen Schock. Noch ist es nicht so weit. Die Universitäten lassen sich einschüchtern, sie stellen sich nicht vor bedrohte Wissenschaftler, die desavouiert werden.

Weltwoche: Sie sind mit diesem Anliegen an den französischen Innenminister Gérald Darmanin gelangt, der Sie empfangen hat.

Bergeaud-Blackler: Darmanin ist sich der Gefahr bewusst. Das Treffen fand statt, nachdem die Sorbonne eine Veranstaltung mit mir abgesagt hatte. Die ebenfalls anwesende Staatssekretärin für die Forschung, Sylvie Retailleau, hat mich weniger überzeugt. «Sehen Sie, Vorträge werden heute doch ständig verschoben», sagte sie zu mir. Genau das muss verhindert werden. Absagen von Vorlesungen geben jenen Recht, die mich zum Schweigen bringen wollen.

Weltwoche: Ist die freie, wissenschaftliche Islam-Forschung an den Universitäten in Gefahr?

Bergeaud-Blackler: Sie ist jetzt schon ungenügend. Wir brauchen mehr Schutz und Unterstützung. Das Forschungsinstitut CNRS, bei dem ich seit zehn Jahren angestellt bin, hat mich nicht gegen die Angriffe verteidigt. Ich bekam keine Unterstützung von den Kollegen. Erst nach Wochen veröffentlichte das CNRS ein Communiqué, in dem die Morddrohungen verurteilt wurden. Nur die Rechtsabteilung hat sich für mich eingesetzt, sie bezahlt meine Anwälte. Schon früher gab es Probleme mit der Finanzierung. Bei den halal Recherchen arbeitete ich mit

«Wir sind nur noch wenige, die sich mit dem Thema befassen. Wir hoffen auf einen heilsamen Schock.»

den Veterinären zusammen. Deswegen musste ich mich mit der Fleischproduktion befassen, die nicht besonders interessant ist. Aber ich konnte die Studien auf die halal Norm ausweiten, um die es mir geht. Das vereinfacht die Arbeit nicht. Aber es ist auch eine Bereicherung. Bei den Tierärzten habe ich sehr viel über das halal Business gelernt.

Weltwoche: Sie forschen unter anderem mit Geld der EU.

Bergeaud-Blackler: In den Ausschreibungen geht es um die Förderung der europäischen Integration, das Zusammenleben, den Kampf gegen Hass und Rassismus. Wenn man über die Radikalisierung forschen will, ist man gut beraten, das Thema nicht auf den Islam zu beschränken. Es gab zum Beispiel ein Projekt, bei dem man die Radikalisierung der jungen Muslime mit jener der neofaschistischen Rechtsextremen vergleichen musste.

Weltwoche: Die Medien werfen Ihnen vor, den Totalitarismus der Muslimbruderschaft mit dem Kommunismus und dem Nationalsozialismus zu vergleichen.

Bergeaud-Blackler: Es gibt Medien, die sich bewusst als Sympathisanten des Islam gebärden. Viele sind schlicht blind. Auch wichtige Qualitätszeitungen – wie die linke Zeitung *Libération* und die katholische *La Croix* – haben den Ernst der Lage nicht begriffen und lassen sich als nützliche Idioten missbrauchen: Sie verteidigen die «Unterdrückten» und machen in den Muslimen Opfer aus.

Weltwoche: Den besten Artikel über Sie veröffentlichte *Charlie Hebdo*, die linke Satirezeitschrift, die Opfer eines Attentats war.

Bergeaud-Blackler: Das stimmt. Auch *Marianne* war nicht schlecht. Positiv wurde mein Buch von konservativen Zeitung wie dem *Figaro* aufgenommen.

Weltwoche: Diese Blindheit betraf auch die Politik. Hat sich seither etwas geändert?

Bergeaud-Blackler: Der Zustand, in dem sich Frankreich heute befindet, ist die Folge auch

ihrer Blindheit seit einem halben Jahrhundert. Als Innenminister und Präsident glaubte Nicolas Sarkozy, dass aus den Muslimbrüdern Demokraten werden könnten: Er holte sie in den Conseil français du culte musulman (CFCM), den Dachverband der muslimischen Organisationen. Noch heute begehen zahlreiche Stadt- und Gemeindepräsidenten den gleichen Irrtum und setzen auf die Zusammenarbeit. Muslimbrüder sind Theokraten. Ihnen gegenüber ist eine einzige Antwort angebracht: Die Republik darf ihnen keinen Zentimeter des französischen Laizismus überlassen.

Weltwoche: Vor zwei Jahren wurde ein Gesetz gegen Separatismus in der Republik erlassen.

Bergeaud-Blackler: Es gibt der Polizei ein bisschen mehr Handlungsraum bei der Überwachung des politischen Islam. Dank ihm konnten nach der Ermordung von Samuel Paty auch Anstifter und Hetzer bestraft werden. Doch dieses Gesetz stösst schnell an Grenzen: Vereinigungen, deren Auflösung es ermöglicht hat, sind versucht, sich neu zu gründen. Man kann das beim verbotenen Collectif contre l'islamophobie en France (CCIF) beobachten. Es hat sich eine neue Form gegeben und agiert nun hauptsächlich in Brüssel. Meine Kollegen im Ausland haben sich sehr positiv zu unserem Separatismus-Gesetz geäussert und wünschen sich ein ähnliches Instrument. In Amerika wird Frankreich für seinen Kampf gegen den Islam kritisiert, in Europa belächelt – aber immer mehr auch gelobt. Es ist seine Aufgabe, ihn zu führen – auch weil der Hass der Muslime in aller Welt auf Frankreich wegen seines Laizismus besonders gross ist.

Weltwoche: Ist das krisengeschüttelte Frankreich mit dieser Aufgabe nicht überfordert?

Bergeaud-Blackler: Die Aktionen des Staats reichen nicht, allein ist er tatsächlich überfordert. Die Gesellschaft muss erwachen und sich gegen die permanente Einschüchterung wehren. Mancherorts sind ultrarechte Milizen im Entstehen, die nur darauf warten, in den bewaffneten Kampf zu ziehen. Diese Eskalation muss gestoppt werden.

Weltwoche: Die Krawalle Ende Juni erweckten den Eindruck eines Bürgerkriegs.

Bergeaud-Blackler: Diese Jugendlichen wurden im Glauben erzogen, dass ihre Religion die beste sei. Aber sie sind ihrer nicht würdig. Denn sie sind kriminell, nehmen Drogen, laufen den Mädchen nach. Sie werden dem moralischen Druck des *frérisme*, der sie zu «Über-Muslimen» verklärt, nicht gerecht. Ihr Überlegenheitskomplex zerschellt an der Wirklichkeit. Er führt zu Verbitterung und entlädt sich in blindwütiger Gewalt.

Das Interview mit Florence Bergeaud-Blackler wurde telefonisch geführt.

Florence Bergeaud-Blackler: «Le frérisme et ses réseaux, l'enquête». Editions Odile Jacob. 416 S., 24,90 Euro.

Seine Stimme gehört den Verdammten

Mit einem Protestsong hat der Arbeiter Oliver Anthony aus Virginia ein kleines Wunder vollbracht. Über den Streit der Meinungsmacher um seine Person schüttelt er nur den Kopf.

Urs Gehriger

Idole hat man schon lange keine mehr. Man hat zu viel gesehen. Zu viel gehört. Und dann kommt so einer wie Oliver Anthony. Sie wissen schon, der junge Mann mit dem roten Rauschebart und der Gitarre. Der Mann, der sich wütend das Leid von der Seele singt. Der über Nacht die Spitze der Billboard-Charts erstürmte. Der Taylor Swift in den Schatten stellt.

Aufgewachsen im ländlichen Virginia, Schulabbrecher, Handwerker, erleidet auf der Bütz einen Schädelbruch, die Psyche spielt ihm einen Streich, erfährt man über Anthonys Vita skizzenhaft. Er schuftet für einen Hungerlohn, haust in einem Wohnmobil mit seinen Hunden. *Trailer trash* nennen sie solche Leute in Amerika.

Im Juli hat er noch für zwanzig Leute gesungen. Jetzt kennt die halbe Welt sein Klage lied «Rich Men North of Richmond». Anthony steht in der Tradition des Protestsängers Woody Guthrie, der in den 1940er Jahren in «This Land Is Your Land» das Leben der Underdogs besang. Doch anders als Guthrie, der in den Weiten Amerikas noch einen Flecken Heimat gefunden hat, steckt Anthony unter einem Haufen zerbrochener Träume. «I've been sellin' my soul, workin' all day / Overtime hours for bullshit pay / So I can sit out here and waste my life away.»

Regen prasselt auf das Blechdach

Konservative Meinungsmacher wittern in ihm sofort einen der Ihren. «Trump mit Gitarre», frohlockt der *Nebelspalter* hierzulande. Die linke Presse dagegen kann nichts anfangen mit dem bärtigen Hillbilly. «Ein Hinterwäldler toppt die Charts», mokiert sich der Wiener *Standard*. «Folk-Sänger der Rechten» titelt der Korrespondent des *Tages-Anzeigers*. Derweil schies sen Anthonys Verkaufszahlen in den Himmel. Acht Millionen Dollar bietet eine Plattenfirma. Anthony lehnt ab.

Jetzt entdeckt auch die Politik den Kauz. An der ersten TV-Debatte der republikanischen Präsidentschaftsanwärter wird Anthonys Protestlied eingespielt. Warum der Song so viel Echo auslöse, fragt die Moderatorin. Kandidat Ron DeSantis setzt zum Rundumschlag gegen Joe Biden an. Nun meldet sich Anthony



«Die Bösen knirschen mit den Zähnen»: Songwriter Anthony.

zu Wort: «Das Lied hat nichts mit Joe Biden zu tun», sagt der Sänger in seinem Trailer sitzend via Youtube. Regen prasselt auf das Blechdach. «Es geht um viel mehr als um Joe Biden.»

Und schon geht's wieder los mit dem Deutungsstreit. «Anthony verurteilt die Republikaner», freut sich der linke *Guardian*. Doch der zornige Mann aus Virginia ist nicht fertig.

«Ich bin nichts Besonderes. Ich glaube, dass göttliche Intervention mich in diese Position gebracht hat.»

«Ich sehe, wie die Linke versucht, mich zu diskreditieren, wahrscheinlich als Vergeltung.» Anthony schüttelt den Kopf. «Diese Scheisse muss aufhören.»

Dabei braucht man ihm bloss zuzuhören: «Republikaner und Demokraten, ich schwöre, die haben alle nur Mist im Kopf. Ich habe noch nie einen guten Bürokraten in einer Stadt gesehen», singt er in seinem Stück «Doggonit».

Anthonys Stimme gehört weder Linken noch Rechten. Sie gehört den Verdammten und Vergessenen, die quer durch Amerika um ein wür-

diges Dasein kämpfen. Die vor dem Elend in die Killerdroge Fentanyl flüchten, die täglich 150 Amerikaner umbringt.

Der Herr lacht über die Gottlosen

Angewidert von den Eliten, vertraut Anthony nur einem: Gott im Himmel. In einem Video clip greift er zur Bibel, zitiert aus Psalm 37: «Die Bösen (*wicked*) verschwören sich gegen die Gerechten / und knirschen mit den Zähnen über sie / aber der Herr lacht über die Gottlosen / denn er weiss, dass ihr Tag kommen wird.»

«Ich bin nichts Besonderes», sagt er. «Ich glaube, dass göttliche Intervention mich in diese Position gebracht hat.» Anthonys Gottesfurcht passt nicht so richtig in die Musikindustrie. Vielleicht ist er morgen schon wieder vergessen. Aber im heissen Sommer 2023 hat er über Amerika hinaus den Nerv von Millionen getroffen. Wenn er zur Gitarre greift, schüttet er in den tief gespaltenen Gesellschaften für einen Moment die Gräben zu. Und weit oben, *north of Richmond*, wo die *wicked* sitzen, begreift man: «Da meint jemand wirklich, was er sagt.» Und man ist froh, wenn er bald wieder verstummt.

Der Fall Aiwanger

Wie der Journalismus zu einer Art links-grünem Aktivismus verkam.



Es könnte zu einem der grössten Medien-skandale in Deutschland werden. Die *Süddeutsche Zeitung* (SZ) veröffentlichte ein Flugblatt, das der stellvertretende bayerische Ministerpräsident und Chef der Freien Wähler in Bayern, Hubert Aiwanger, in der elften Klasse verfasst haben soll. Das antisemitische Schriftstück «Bundeswettbewerb – Wer ist der grösste Vaterlandsverräter?» lobt etwa einen «Freiflug durch den Schornstein in Auschwitz» als Preis aus. Hätten sich die Vorwürfe als wahr erwiesen, wäre es ganz sicher das politische Ende des bayerischen Wirtschaftsministers gewesen.

Die erste Regel des Journalismus besagt: Wenn eine Geschichte zu gut aussieht, ist sie sehr wahrscheinlich falsch. Hätte man sich bei der *Süddeutschen* und ihrem Investigativ-Team nur daran gehalten – es wäre der Zeitung einiges erspart geblieben.

Das Flugblatt wurde nämlich nicht von Hubert Aiwanger verfasst, sondern von seinem älteren Bruder Helmut, der sich am Samstagabend mit einem Statement in der *Passauer Neuen Presse* zu Wort meldete. Eine Möglichkeit, die man bei der SZ anscheinend nicht in Betracht gezogen hatte, als man sich mit einem Gutachten über die Schreibmaschine, auf der das Flugblatt verfasst worden sein sollte, in Sicherheit wähnte. Als Begründung gab Helmut Aiwanger an, dass es sich um eine Art Protest gehandelt habe. «Ich war damals total wütend, weil ich in der Schule durchgefallen bin und aus meinem Kameradenkreis herausgerissen wurde», erklärte er. «Damals war ich auch noch minderjährig. Das ist eigentlich alles, was ich dazu sagen kann.»

Helmut Aiwanger verweist hier auf einen wichtigen Umstand: Er war minderjährig. Das Flugblatt, so abstoßend sein Inhalt auch sein mag, wurde vor mehr als drei Jahrzehnten verfasst. Selbst wenn es von Hubert Aiwanger verfasst worden wäre, stellt sich hier die Frage, wie wir gesellschaftlich und politisch mit jugendlichen Irrwegen und Verfehlungen umgehen. Recht-

Wie gerne hätte man den Weg für eine schwarz-grüne Koalition in Bayern freigesprengt.

lich gesehen ist die Sache klar. Die Verjährungsfrist für Volksverhetzung beträgt fünf Jahre. Aber gibt es nicht auch so etwas wie eine moralische Verjährungsfrist?

Fakt ist: Hätte Hubert Aiwanger als Jugendlicher einen schweren Totschlag begangen, wäre er heute verjährt, er wäre auch bei einer Verurteilung seit Jahrzehnten aus den Registern entfernt. Eine spätere Berichterstattung wäre unter dem Aspekt des Rehabilitationsgedankens kaum zulässig gewesen.

Vor diesem Hintergrund wird sich die SZ nicht nur für ihre falsche Verdächtigung rechtlich verantworten müssen, sie wird auch erklären müssen, inwiefern das vermeintliche Verfassen eines, zugegeben, äusserst geschmacklosen Flugblattes in der Jugend schwerer wiegen soll als beispielsweise ein Totschlag.

Was die SZ indes nicht erklären muss, ist, weshalb sie diese Geschichte ausgerechnet jetzt ausgegraben hat. In wenigen Wochen ist Landtags-

wahl in Bayern. Wie gern hätte man den Weg für eine schwarz-grüne Koalition in Bayern freigesprengt. Zu gern. Sonst hätte man kaum jegliche journalistischen Standards über Bord geworfen.

Der Fall Aiwanger wirft damit auch ein Schlaglicht auf einen Journalismus, der in den letzten Jahren viel zu häufig zu einer Art links-grünem Aktivismus verkommen ist. Denn eines ist sicher: Ginge es nicht um den in Bayern äusserst beliebten Aiwanger, einen konservativen Politiker, sondern um einen Grünen, hätte die Berichterstattung oder zumindest der Zeitpunkt der Veröffentlichung wohl gänzlich anders ausgesehen. Dem Erfolg der Freien Wähler wird all das keinen Abbruch tun. Im Gegenteil. Nicht wenige werden sich nun denken: Jetzt erst recht!

Ohnehin stellt sich nicht nur die Frage nach einer moralischen Verjährung, sondern auch danach, wie wir als Gesellschaft prinzipiell mit den jugendlichen Verfehlungen von Politikern umgehen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass man die Bundessprecherin der Grünen Jugend, Sarah-Lee Heinrich, in zehn Jahren, sollte sie ein hohes politisches Amt bekleiden, damit konfrontieren wird, dass sie auf Twitter einmal Kommentare über die «eklige weisse Mehrheitsgesellschaft» verfasste und Usern damit drohte, sie aufzuhängen und mit einem Messer «anzustupsen».

Ein Journalismus, der jedoch nicht mit allen gleich hart ins Gericht geht, ist bigott. Ein Journalismus, der dazu noch Lügen verbreitet, verliert seine komplette Glaubwürdigkeit.

Kasachstan wendet sich von Russland ab

Die riesige und rohstoffreiche Ex-Sowjetrepublik orientiert sich nach Fernost. Warum? Weil Putin mit dem Überfall der Ukraine gegen eine goldene Mafia-Regel verstossen hat.

Norman Davies

Vor der russischen Invasion im Februar 2022 wusste man im Westen nicht sehr viel über die Ukraine, von Kasachstan ganz zu schweigen. Wir alle haben lange Zeit eine prorussische Perspektive eingenommen und die Sowjetunion mit Russland gleichgesetzt.

Doch inzwischen wissen wir, dass Putin, gestützt auf ein absurdes Geschichtsbild, die Souveränität der Ukraine in Abrede stellt, und wir müssen uns fragen, ob auch andere postsowjetische Staaten davon betroffen sein könnten. Ich denke vor allem an Kasachstan, den östlichen Nachbarn, der das Reich Moskaus von China trennt, so wie die Ukraine und Belarus Russland von der EU trennen.

Brutale Kontrolle

Die Ukraine ist etwas grösser als Frankreich und fast doppelt so gross wie Deutschland. Aber Kasachstan ist ungleich grösser: Die West-Ost-Ausdehnung entspricht der Entfernung zwischen Portugal und Polen, aber nur neunzehn Millionen Menschen leben in diesem weiten Land.

Kasachstan hat, wie die Ukraine, eine turbulente und tragische Geschichte. Dieser Teil Zentralasiens wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts vom Zarenreich erobert. Verschiedene, meist turksprachige asiatische Nomaden zogen mit ihren Jurten, Schafen und Pferden über die Steppe. Die Kasachen waren die grösste Volksgruppe, neben Kirgisen, Usbeken, Turkmenen, Nogaiern, Tataren und vielen anderen.

Nach der Revolution von 1917 erlangte Zentralasien, wie alle anderen nichtrussischen Provinzen des Zarenreichs, die Freiheit. Im Dezember 1917 wurde in Orenburg die kasachische Autonomie (Alasch Orda) proklamiert, die Alasch-Partei war von der provisorischen russischen Regierung anerkannt worden. Faktisch war das Gebiet unabhängig, da die Bolschewiki anderweitig beschäftigt waren. Wie die unabhängige Ukraine bestand das unabhängige Kasachstan unter Älchan Bökeichan von 1917 bis 1920.

Der junge Staat, von den Bolschewiki alsbald annektiert, wurde in Kirgisische Autonome Sozialistische Sowjetrepublik umbenannt, mit der Hauptstadt Qysylorda im Süden des Landes.

Wie in der Ukraine verbanden die Bolschewiki brutale politische Kontrolle mit einem gewissen Mass an kulturellen Freiheiten. Das Kasachische wurde standardisiert und in den Schulen unterrichtet. Eine neue Generation wuchs mit der Muttersprache Kasachisch heran.

1929 brach die stalinistische Zwangskollektivierung über das Land herein. Für Nomaden, die keine Erfahrung mit Landwirtschaft hatten, war dieses Projekt völlig untauglich. Drei Jahre wütete die Hungersnot (der «Goloschtschokin-Genozid») in Kasachstan, mit Millionen von Toten. Am Ende waren zwar weniger Opfer zu beklagen als im ukrainischen Holodomor, aber doch so viele, dass die Kasachen eine Minderheit im eigenen Land waren.

In den 1930ern diente Kasachstan als Auffanglager für Millionen angeblich unzuverlässiger Ukrainer, Polen, Wolgadeutscher und Koreaner, die auf Stalins Befehl zwangsumgesiedelt wurden. Die Verbannten stabilisierten die Demografie in Zentralasien und hinterliessen bleibende

Kasachstan hat, wie die Ukraine, eine turbulente und tragische Geschichte.

de Spuren in der vielfältigen Physiognomie der Region. 1936 erhielt Kasachstan den Status einer eigenständigen sowjetischen Unionsrepublik. Die Hauptstadt Almaty, an der neuen Turksib-Eisenbahn gelegen, expandierte. Aber die stalinistischen Säuberungen und der darauffolgende Grosse Terror führten erneut zu Abermillionen Toten. Die junge kasachische Kommunistische Partei wurde auf einen Schlag dezimiert, die erste Generation gebildeter Kasachen ausgelöscht.

Während des Zweiten Weltkriegs lag Kasachstan weiter hinter der Front. Hunderte Fabrikanlagen und Hunderttausende Arbeiter aus dem Westen der Sowjetunion wurden nach Kasachstan verfrachtet, die Industrialisierung erlebte einen Aufschwung, und die europäische Bevölkerung wuchs.

Die rasante Wirtschaftsentwicklung nach dem Krieg ging einher mit einer intensiven

Russifizierung. Auf Geheiss Stalins sollte künftig nur noch Russisch gesprochen werden, nicht nur im alltäglichen Umgang der verschiedenen Ethnien, sondern auch in Wissenschaft, Mathematik, Wirtschaft und Bildungswesen. Sozialer Aufstieg war nur mit Russischkenntnissen möglich. Dreissig, vierzig Jahre später waren alle gebildeten Kasachen zweisprachig. Niemand fragte nach dem Preis. In dieser Zeit diente Kasachstan auch als Atomversuchsgelände.

Aufschwung und Zusammenbruch

Dennoch führten die Fünfjahrespläne zu einem rasanten Aufschwung in Bergbau und Industrie. Zentralasien war reich an Bodenschätzen. Ein Steppengebiet von der Grösse Englands wurde agrarwirtschaftlich nutzbar gemacht. Komsomolzen strömten ins Land. Doch Dürren, Inkompetenz und eine inadäquate Infrastruktur führten nach ein, zwei Rekordern zum Zusammenbruch des ganzen Projekts.

Die Unabhängigkeit nach dem Zerfall der Sowjetunion brachte alle möglichen Probleme. Befehle, Pläne und politische Weisungen kamen nicht mehr aus dem «Zentrum». Nursultan Nasarbajew, liess sich zum Präsidenten Kasachstans wählen und setzte die erste demokratische Verfassung ausser Kraft. Gleichzeitig eröffneten sich neue Horizonte. Nach dem Massensexodus vieler Russen, vor allem von Angehörigen der herrschenden Nomenklatura, hatten nunmehr Kasachen das Sagen in ihrem Land. Das ideologische Vakuum wurde mit einer Spielart des kasachischen Nationalismus gefüllt. Es gab wieder Religionsfreiheit – für die mehrheitlich sunnitischen Muslime, die einem liberalen Islam folgen, und für orthodoxe Christen, die einen von Moskau unabhängigen Patriarchen bekamen. Astana (heute Nur-Sultan) wurde die neue Hauptstadt.

Mit dem unmittelbaren Nachbarn China, der rasch zur zweiten Supermacht der Welt aufstieg, wurden enge Beziehungen aufgenommen. Kasachstan unterstützte das Projekt «Neue Seidenstrasse». Aussenpolitisch trat man selbstbewusst als internationaler Vermittler auf, namentlich im Syrienkonflikt. 2019 machte der alternde Nasarbajew, der inzwischen den Titel «Elbasy» (Vater



Ganz oben auf der Liste des Kreml: Hauptstadt Astana.

der Nation) trug, den Weg frei für den Nachfolger Qassym-Schomart Tokajew, einen in Moskau ausgebildeten Sinologen, blieb aber Vorsitzender des Sicherheitsrats.

Drei Jahre später, im Januar 2022, brachen Unruhen aus. In Schangaösen protestierten Demonstranten gegen die Erhöhung der Treibstoffpreise. Die Proteste breiteten sich aus, es kam zu Gewalt. Das Rathaus von Almaty wurde in Brand gesetzt. Polizisten wurden getötet, die Menge skandierte «Alter Mann, verschwinde». Eine verknöcherte Elite, die den Reichtum des Landes geplündert hatte, hatte die Lage nicht mehr im Griff. Unter Verweis auf «terroristische Banden» bat Tokajew die Organisation des Vertrags über kollektive Sicherheit (OVKS) um Entsendung von Truppen. Nasarbajew musste zurücktreten. Dreitausend russische Fallschirmjäger stellten die Ordnung wieder her, 20 000

Über Nacht war eine neue Lage entstanden. Die ehemaligen Befehlsempfänger bekamen Angst.

Demonstranten und Oppositionelle wurden verhaftet. Tokajew agierte, wie es von allen guten russischen Satrapen erwartet wurde.

Im Februar 2022 überfiel Russland die Ukraine. Über Nacht war eine neue Lage entstanden. Putin hatte gegen die goldene Regel aller Mafia-Organisationen verstossen, die besagt, dass der

Boss für den Schutz der Fusssoldaten zu sorgen hat. Alle ehemaligen Befehlsempfänger des Kreml bekamen es mit der Angst zu tun. Kasachen erinnerten sich an den Goloschtschokin, an Stalin und die verlorenen Generationen. Tokajew verzichtete darauf, die Invasion gutzuheissen, er erkannte die Pseudorepubliken Donezk und Luhansk ebenso wenig an wie die illegale Annexion der Krim und anderer ukrainischer Gebiete und erklärte seine strikte Neutralität. Bei einem Treffen der Schanghaier Organisation für Zusammenarbeit in Samarkand wurde vorsichtig Kritik an Putin geübt. Der erkannte, dass Tokajew nicht isoliert war. Es gab Hinweise, dass die kasachische Diaspora in der Ukraine den Widerstand gegen Russland unterstützte.

Pekings «nahes Ausland»

Wie der Kreml zu Veränderungen in Zentralasien steht, ist unbekannt. Folgendes könnte als gesichert gelten. Erstens: Da Nationalisten sich nur selten mit anderen Nationalisten gut verstehen, dürfte Putin keine allzu gute Meinung von der kasachischen Führung haben. Wahrscheinlich hält er sie für undankbare Provinzfürsten, die vom postsowjetischen Chaos in Russland profitierten. Zweitens: Kasachstan dürfte für Putin zum sogenannten «Nahen Ausland» gehören, also Teil jener Einflussphäre sein, in der russische Interessen nicht angetastet werden dürfen. (Kasachstan hat umgekehrt keinen Anspruch auf ein

eigenes «Nahes Ausland»). Und der Kremlherr mit seiner neoimperialistischen Sicht auf Nationen und Kulturen wird Kasachen, Kirgisen, Turkmenen oder Usbeken als Völker zweiter Klasse betrachten. Und drittens: Als Produkte der Petersburger Mafia und des KGB dürften Putin und sein Kreis rivalisierende Machthaber ähnlichen Ursprungs naturgemäss mit grossem Misstrauen betrachten. Sie scheren sich nicht um Völkerrecht, demokratische Prinzipien oder Anstand. Ihnen geht es nur um die alte leninsche Frage «Wer [kontrolliert] wen».

Kasachstan dürfte ganz oben auf Putins Liste derjenigen Kandidaten gestanden haben, die mit Vergeltung rechnen mussten. Baikonur kann für ihn nicht weniger wertvoll sein als Sewastopol, und vorsorglich wird bereits gestreut, dass ethnische Russen in Kasachstan diskriminiert werden. Aber die Zeit für solche Träume ist vorbei. Putin hat in der Ukraine seine Muskeln spielen lassen und damit alle Ex-Sowjetrepubliken in helle Aufregung versetzt. Sollte Moskau gegen sie vorgehen, würde man feststellen, dass die Kasachen mächtige Freunde haben und China nunmehr Zentralasien als eigenes «Nahes Ausland» betrachten könnte.

Norman Davies ist emeritierter Professor am University College London, Honorary Fellow am St. Antony's College in Oxford und Autor mehrerer Bücher über polnische und europäische Geschichte. Dieser Artikel ist zuerst im Spectator erschienen. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Der Journalist, das trotzige Kind

Die Ermittlungen gegen Rammstein-Sänger Till Lindemann werden eingestellt. Die Medien haben sich komplett verrannt. Es wird sie nicht beeindrucken.

Sylvie-Sophie Schindler

Dass Kristina Dunz an den Osterhasen glaubt, dürfte sehr unwahrscheinlich sein. Die Journalistin des – von der SPD mitfinanzierten – Redaktionsnetzwerks Deutschland ist 56 Jahre alt; eine erstaunliche, ja erschütternde Naivität hat sie sich dennoch bewahrt, wie vergangene Woche im ZDF-Talk «Markus Lanz» zu beobachten war. Als die Sprache auf Rammstein-Sänger Till Lindemann kam,



Berauschtigkeit links-grüner Sittenapostel:
Musiker Lindemann.

stellte sie klar, dass sie keinen Zweifel daran habe, dass er mehrere Frauen betäubt und sich an ihnen sexuell vergangen haben soll. Ihre schlichte Begründung: «Wenn eine *Süddeutsche Zeitung* eine grosse Seite drei über die Frauen macht, glaube ich dieser Zeitung, weil ich sie seit dreissig Jahren lese und noch keine gegenteilige Meldung gehört habe, dass sie nicht seriös sei.» Eine Medienfrau ignoriert also jede Unschuldsumutung und bescheinigt stattdessen einer Tageszeitung päpstliche Unfehlbarkeit. Was

nicht nur Indiz ist für eine – ausgerechnet ihr – fehlende Medienkompetenz, sondern auch für die Berauschtigkeit links-grüner Sittenapostel an ihrer eigenen eingebildeten Überlegenheit.

«Es sind immer die Moralisten, die das meiste Unheil anrichten», stellte Max Frisch richtig fest. Nun aber stellt sich die Frage, wie sie damit zurechtkommen, dass sie sich in ihrem Furor völlig verrannt haben – die Ermittlungen gegen Lindemann sind eingestellt worden. «Mangels hinreichenden Tatverdachts», wie es in einer Presseerklärung der Berliner Anwaltskanzlei Schertz Bergmann heisst. Die Anzeigenerstatter seien übrigens «unbeteiligte Dritte» gewesen und nicht «angebliche Opfer». Daher stünden ihnen «Rechtsmittel gegen die Verfahrenseinstellung nicht zu». Auch im litauischen Vilnius hatte die Staatsanwaltschaft ein Ermittlungsverfahren gegen den Rammstein-Frontmann bereits eingestellt. Es war von Shelby Lynn in Gang gebracht worden, die als Erste mit schweren Vorwürfen an die Öffentlichkeit gegangen war.

Mehrere Dämpfer hatte auch der *Spiegel* hinnehmen müssen. So wurde ihm gerichtlich untersagt, die entsprechenden Kernvorwürfe weiter zu verbreiten. Ausserdem war das Nachrichtenmagazin, das in der orchestriert wirkenden Hetzkampagne der Medien ganz vorne mitwirkte, also quasi in *row zero*, mit seinem Versuch gescheitert, den Lindemann-Anwälten Teile einer für ihren Mandanten veröffentlichten Presseerklärung untersagen zu lassen. «Der *Spiegel* hat den beispiellosen Versuch unternommen, gegen uns als Rechtsanwälte vorzugehen, offenbar, um uns mundtot zu machen», erklärte Christian Schertz.

Es scheint also jedes Mittel recht, um sich nur nicht eine Blösse geben zu müssen. Der mediale Mob verhält sich wie ein trotziges Kind, das rotwangig brüllend nach einem Schokoriegel verlangt. Steht jemand am Pranger, soll er dableiben, und Schluss. «Unerträglich» sei das für den «zu Unrecht Beschuldigten», bekundete Ferdinand von Schirach in ebenjener Sendung, in der auch Kristina Dunz zu Gast war. Der Schriftsteller und Jurist stellte eine in der bisherigen Debatte vernachlässigte Überlegung an: «Was

passiert, wenn ich jemanden öffentlich vor einem Millionenpublikum für eine unfassbar harte Straftat bezichtige – und ich kann diese Straftat später nicht beweisen. Was ist die Konsequenz daraus?» Daran anschliessend muss auch gefragt werden: Darf es Verdachtsberichterstattung überhaupt geben – und wie weit darf sie gehen?

Gigantisches Gebrüll

«Kevin Spacey, Luke Mockridge, die sind vernichtet, Kachelmann bis heute, obwohl sich herausgestellt hat, dass es falsch ist», gab von Schirach zu bedenken. Dunz flüchtete sich daraufhin in erwartbare infantile Bockigkeit:

«Es sind immer die Moralisten, die das meiste Unheil anrichten», stellte Max Frisch richtig fest.

«Deswegen muss man trotzdem so darüber berichten können.» Nicht wissen konnte sie da übrigens, dass die *Süddeutsche Zeitung* nur wenige Tage später einen nächsten «alten, weisen Mann» mit hanebüchenden Vorwürfen öffentlich hinrichten wollte: Hubert Aiwanger, Bayerns Vize-Ministerpräsident, soll als jugendlicher antisemitische Flugblätter angefertigt haben. Schnell stellte sich raus, dass da nichts dran ist, aber die Sache war bereits in der Welt, ebenfalls auf einer «grossen Seite drei» abgedruckt. Gigantisches Gebrüll der ohnehin längst völlig überreizten Gutmenschen; SPD-Chefin Saskia Esken verstieg sich darin, dass Aiwanger entlassen werden müsse, egal, ob er schuldig ist oder nicht.

Völlige Willkür. Und vielleicht geht es nur darum, Hauptsache, es findet sich ein Nächster, den man ans Kreuz nageln kann. Was nur ist mit den Leuten eigentlich los? Nochmals Max Frisch, der über seinen Protagonisten Stiller schrieb: «Er ist ein Moralist wie fast alle Leute, die sich selbst nicht annehmen.» Es darf vermutet werden, dass die erforderliche Selbstreflexion, zu der diese Aussage einlädt, verweigert wird. Ausbaden muss das der Nächste, der an den Pranger gestellt wird.

Gibt's die klassische Frau noch?

Zwölf Anzeichen, wie man eine Lady mit traditionellem Touch erkennt.



Immer mehr Männer sind offenbar der Ansicht, dass die «klassische» Frau rar geworden sei – und das ist interessant. Vor allem von den Medien wird ja häufig ein negatives Bild der «traditionellen Frau» gezeichnet, eines vom Heimchen am Herd, das sein Leben komplett dem Mann unterordnet; er erfolgreich bei der Arbeit, sie devot zu Hause, das Silberbesteck polierend. Der Begriff driftet dann ziemlich rasch ins Rückständige ab. Dabei hat eine Frau mit traditionellem Touch für mich nichts mit den Idealen von vor fünfzig oder hundert Jahren gemein, es geht auch nicht um religiöse Aspekte. Es ist viel mehr die Haltung, mit welcher sie durchs Leben geht.

Es lohnt sich auch ein Blick auf die gesellschaftlichen Anforderungen, die sich für Frauen wie für Männer in den vergangenen Jahrzehnten verschoben haben, viel komplexer geworden sind. Während für Erstere primär galt, Kinder zu gebären, Haus und Haushalt in Schuss zu halten, und Letztere als Ernährer und Versorger verantwortlich waren, müssen heute oftmals beide Partner beruflich tätig sein, weil für viele Familien mit Kindern ein einzelnes Gehalt zum Leben nicht mehr reicht. Verschobene Anforderungen ändern auch die individuellen Ansprüche; wir leben alle in dem Spannungsfeld einer sich verändernden Gesellschaft.

Die «klassische» Frau existiert aber nach wie vor. Und so erkennt man sie:

1 — Zu ihren auffälligsten Attributen zählt, dass sie Wert auf ihre Weiblichkeit legt und sich wohlfühlt mit ihr. Das beinhaltet auch ihr Verständnis dafür, dass Männer und Frauen aus evolutionsbiologischen Gründen schon unterschiedliche

Rollen haben und sie diese auch nicht «aufzubrechen» gedenkt (wie von besorgten Mitmenschen ausdrücklich gewünscht), solange sie sich in ihrem selbstgewählten Muster wohlfühlt. **2** — Die Lady mit traditionellem Touch trägt gerne Kleider und Röcke, aber keine ultrakurzen. Ihr Stil ist eher dezent als auffällig. Ihre Pobacken lugen nie irgendwo hervor; sie hat nie blaue Haare.

3 — Man findet im Internet keine Fotos von ihr, auf denen sie sich nackt oder anzüglich zeigt.

4 — Sie lässt Männern ihre Männlichkeit, schätzt ihre maskuline Seite, möchte sie weder sanfter noch femininer machen. Männliche Attribute wie Beschützerinstinkt, praktische Fähigkeiten, Konkurrenzdenken oder Risikobereitschaft erwartet sie sogar, denn sie sieht Männer und Frauen als Ergänzung, nicht als Konkurrenz.

5 — Sie mag Gentleman-Gesten wie das Tür-aufhalten oder das In-den-Mantel-Helfen. Sie freut sich natürlich über Komplimente (auch von Männern)!

6 — Ihr sind traditionelle Familienwerte wichtig. Sie geht gern zur Arbeit, definiert sich aber nicht nur über ihren Job oder die Karriere.

7 — Sie steht ein für Gleichberechtigung und Chancengleichheit, weist aber so manche Ideale des modernen Feminismus zurück: Man wird sie nie gendern hören. Sie wittert nicht hinter jeder Ecke eine Diskriminierung der Frau, wähnt sich nicht als Opfer einer unfairen Gesellschaft und des bösen Patriarchats. Sie vertritt typischerweise die Haltung, dass jeder seines Glückes Schmied ist.

8 — Die klassische Lady ist sich bewusst, dass man im Leben nicht alles haben kann, weder als

Frau noch als Mann: Macht und Top-Position im Job, hohes Einkommen und gleichzeitig Teilzeitpensum und Feierabend täglich um 18 Uhr. Ihr ist klar, dass jeder Lebensentwurf Vor- und Nachteile mit sich bringt, dass man mit sich selbst Kompromisse eingehen muss.

Zu ihren auffälligsten Attributen zählt, dass sie Wert auf ihre Weiblichkeit legt.

9 — Gegenüber kulturellen Veränderungen wie der Woke-Bewegung ist sie eher resistent. Soziale Gerechtigkeit ist ihr wichtig, aber sie fühlt sich nicht schuldig angesichts von Problemen, die sie persönlich nicht lösen kann.

10 — Weil sie tendenziell eine starke Selbstkontrolle besitzt, hält sie ihr Leben zu kaum einem Zeitpunkt für fremdbestimmt. Diese Gewissheit ergibt sich häufig aus dem Umstand, dass sie durch ihre gewählten Entscheide das Gefühl hat, ihr Leben habe einen klaren Sinn.

11 — Sie ist dankbar für das, was sie hat, und genießt es, ohne gedanklich ständig auf der Suche nach neuen Möglichkeiten und Verbesserungen zu sein.

12 — Die Frau mit klassischer Note kann über sich selbst lachen – auch über Frauenwitze. Wissen Sie übrigens, warum bei einem Schiffsunglück Frauen und Kinder zuerst in die Rettungsboote geschickt werden? – Damit die Männer sich in aller Ruhe eine Lösung überlegen können.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

Amerikas Sex-Panik

Der Gründungsmythos der USA erzählt von der ewigen Bedrohung des Guten durch das Böse. Nirgends zeigt sich das klarer als in den entfesselten #MeToo-Debatten.

Sarah Pines

Seit ein paar Jahren taumelt die westliche Welt von einer Sexpanik in die nächste. Gemeint ist eine medial befeuerte Massenpsychose der vornehmlich weissen Mittelklasse, die Sex nicht als das zu sehen vermag, was es ist: nie ganz schön und nie ganz schlecht. Stattdessen gilt Sex als nur gut oder rein böse, so wie in billigen Märchen. Wobei das Böse an einem bestimmten Typus festgemacht wird: meist an alten, hässlichen, homosexuellen oder farbigen Männern, seltener Frauen. Manchmal sind diese Monster, wie sie ungeniert genannt werden, tatsächlich schuldig, manchmal aber auch nicht oder nicht in dem Masse, wie es eine enthemmte Öffentlichkeit glauben will. Sicher ist nur: Diese Monster sind gesellschaftlich erledigt.

Sexpaniken sind vor allem für die USA typisch. Erinnern wir uns an die Ausgrenzung von HIV-positiven Menschen in den achtziger Jahren. Oder an die Anschuldigungen gegen Michael Jackson und Woody Allen (beide freigesprochen). Oder an die Vorwürfe gegen Kevin Spacey, James Levine und Avital Ronell (alle freigesprochen). Und ja, erinnern wir uns an den Prozess gegen Harvey Weinstein, der 2020 trotz des von seinen Anwälten konstatierten Mangels an forensischen Beweisen zu 23 Jahren Haft verurteilt wurde.

Annullierung der Unschuldsvermutung

Es lohnt sich, den Fall Weinstein genauer zu betrachten. Denn er betraf auch gänzlich Unschuldige wie Ronald Sullivan, einen Afroamerikaner und Harvard-Professor. Nachdem Weinstein den renommierten Rechtsgelehrten in sein Verteidigungsteam berufen hatte, kam es an der ältesten Hochschule des Landes zum Aufstand. Am Ende legte Sullivan sein Mandat nieder. Trotzdem wurde er als Dekan der Law School gefeuert. Die Studentenzeitung *Crimson* feierte die Annullierung der Unschuldsvermutung und des Rechts auf eine angemessene Verteidigung als Sieg im Kampf gegen die «Kultur der Vergewaltigung».

Die angesehensten Zeitungen des Landes beteiligten sich an dieser öffentlichen Aburteilung.

New York

Die *New York Times* zeigte unter dem Titel «The Lessons of #MeToo's Monster» die schwarze Silhouette von Weinsteins Kopf. Dort, wo der Mund sein sollte, prangten Vampirfänge in der Form eines Sofas (in Anspielung auf die *Casting-Couch*). Obwohl zu keiner Zeit «physische oder andere stützende Beweise» für Weinsteins

«Sobald das Sex-Gespens auftaucht, wird alles – ein Blick, eine Haltung, ein Schulterklopfen – sexuell.»

Schuld nachgewiesen werden konnten, pries die *New York Times* Weinsteins disproportional hohe Haftstrafe von 23 Jahren, während die Illustration einmal mehr den primitiven Gut-böse-Schematismus von #MeToo veranschaulichte.

Längst hatte eine wahre Raserei die amerikanische Öffentlichkeit erfasst. Weinstein wurde als «Hexe im Lebkuchenhaus» beschrieben, als «haarig», voller «widerlicher Mitesser», «nach Scheisse riechend», vor Gericht als penislos und mit Vagina dargestellt, übergross als Nacktaufnahme an die Wand geworfen. Dieses *body shaming* evozierte – unbemerkt? – einen antisemitischen Topos, dessen Anfänge in Ritualmordlegenden liegen. Die männliche «Juden-sau», so heisst es in Traktaten des europäischen Mittelalters, sei ein menstruierendes Zwitterwesen, das nach den Körpern junger Christinnen giere, an denen es seine perversen Gelüste ausleben könne.

Sexpaniken sind soziale Eruptionen. Sie folgen einer magischen, primitiven, assoziativen Logik. «Sobald das Sex-Gespens auftaucht», schreibt der Anthropologe Robert Lancaster, «wird alles – ein Blick, eine Haltung, ein Schulterklopfen – sexuell.» Wie im Fall des früheren New Yorker Gouverneurs Andrew Cuomo, den zahlreiche junge Frauen der sexuellen Belästigung bezichtigten. Keine der Frauen behauptete, Cuomo habe sich ihr körperlich zu sehr genähert oder es auch nur versucht. Er habe vielmehr – diese Interpretation legen mediale Zusammenfassungen nahe – tollpatschig geflirtet, ihnen im Vorbei-

gehen die Hand auf den Arm gelegt, manchmal kurz auf den Rücken. Äusserungen wie «Hey, kann ich dich auf die Wangen küssen» (zur Begrüssung auf einem Fest) oder «Hast du schon mal einen älteren Freund gehabt?» werden als eine Art sexueller Terror gedeutet. Nur schon im Umfeld des Gouverneurs zu arbeiten, so die *New York Times*, sei für Frauen der «schlimmste Platz auf Erden».

Die USA verfügen über das grösste Gefängnisssystem der Welt, gelten als das gewalttätigste Land des Westens. Es ist daher passend, aber auch ironisch, dass ausgerechnet Liberale in die Rhetorik von Krieg und Zerstörung verfallen. So verglich die Schauspielerin Natalie Portman jene Männer, die Frauen nachstellen, mit Terroristen. Stimmen der Vernunft sind selten. Bevor Ronald Sullivan als Dekan der Harvard Law School gefeuert wurde, mahnte er: «Es ist wichtig, dass unbeliebte Angeklagte» – also Angeklagte, die als böse beschrieben werden – «ein faires Verfahren wie alle anderen erhalten, ja, es ist in ihrem Fall sogar besonders wichtig.»

Aufbauschen, auslöschen

Doch warum entgleisen Debatten um sexuelle Themen gerade in den USA in so unschöner Regelmässigkeit? Sexpaniken greifen Ängste auf, die mit dem amerikanischen Gründungsmythos zusammenhängen – der ewigen Bedrohung des Guten durch das Böse –, heute begleitet von medialen Überreaktionen und einer tief im amerikanischen Bewusstsein verankerten Reflexhandlung gegenüber gesellschaftlichen Abweichungen.

Dies hatte schon den Schriftsteller Nathaniel Hawthorne dazu gebracht, im jungen Amerika des frühen 19. Jahrhunderts alles andere als das Land der Freiheit zu sehen. In der Kurzgeschichte «The May-Pole of Merry Mount» und im Roman «Der scharlachrote Buchstabe» beschreibt Hawthorne den auch später von Philip Roth in Zusammenhang mit Sex, Religion, Politik oder «Rasse» festgestellten amerikanischen *persecuting spirit*: Unliebsames wird nicht angehört, sondern erst monströs aufgebauscht und dann ausgelöscht.



Soziale Eruptionen: Mickey Rourke und Kim Basinger im Erotikdrama «9 1/2 Weeks», 1986.

Ökonomen könnten mehr

Kosten-Nutzen-Denken statt Pariser Ziele – so würde die Welt besser.



Warum lässt sich die Ökonomie in der Klimadebatte derart an den Rand drängen? Man hat den Eindruck, dass Ökonomen in der Klimapolitik kaum richtig einen Fuss auf den Boden bringen.

Dabei hat doch der amerikanische Ökonom William Nordhaus 2018 den Wirtschaftsnobelpreis erhalten für seine in den 1970ern begonnenen und bis jüngst fortgeführten Pionierarbeiten zur Klimapolitik.

Vielleicht verwendet die Ökonomie zu viele Fragezeichen und zu wenig Ausrufezeichen für Auftritte auf der Politikbühne. Die Wirtschaftswissenschaften konzentrieren sich oft aufs Abwägen von Alternativen unter Berücksichtigung der Rahmenbedingungen. Auf die Suche nach möglichst guten Kompromissen, technischer gesagt: nach dem Optimum.

In der Klimapolitik sind hingegen die fixen Ideen und Annahmen so tief in den Boden gerammt, dass es schwierig ist, an ihnen zu rütteln. Es gibt kein Abwägen von Vor- und Nachteilen, nur ja oder nein. Wo man in den reichen Ländern hinschaut und hinhört, dominieren in der Klimapolitik schrille Proklamationen des 1,5-Grad-Ziels des Pariser Abkommens sowie uniforme Forderungen nach netto null CO₂-Emissionen bis 2050 oder gar 2040 oder so.

1,5 Grad und netto null 2050: Das sind die zwei fixen Pfeiler, unverrückbar. Politiker, Manager und Aktivisten tanzen darum herum. Die Pfeiler irgendwie zu lockern, das würde – so die Wortführer der westlichen Klimapolitik und der Wissenschaft – die Welt in den Untergang stürzen. Die blinde Fixierung auf die Pariser Ziele erspart das eigene Denken.

Pikanterweise hat der Ökonom William Nordhaus in jahrzehntelanger Arbeit massgeblich dazu beigetragen, dass nun dieses Temperaturziel im Zentrum steht. Er ging der Frage nach: Welches ist die optimale Kombination von Kosten beim Eindämmen der Klimaveränderung (ist zugleich der Nutzen aus verhinderten Schäden) und den Schäden aus der Klimaveränderung?

Oder besser: Welches sind optimale Kombinationen? Denn Kosten und Nutzen werden unterschiedlich beurteilt, da genügt nicht einfach die Sicht eines Weltlenkers.

Nordhaus kam zum Schluss, dass optimale Aufwendungen zur Milderung des Klimawandels zu einer Erderwärmung von vielleicht 2,5 Grad oder mehr führen dürften. So weit das Ergebnis nüchternen Abwägens.

Aber das war den Interessengruppen, die mit der Klimafrage Politik machen, Subventionen, Nord-Süd- und andere Umverteilungen oder

Den Interessengruppen war das nüchterne Abwägen des Ökonomen zu wenig alarmistisch.

Spendenaufkommen erzielen wollten, zu wenig alarmistisch. Sie wollten, dass die Grenze bei 1,5 Grad gesetzt werde, damit lässt sich der Eindruck erzeugen, der Spielraum zur Rettung der Erde sei nur noch gering, die Zeit dränge, Handeln sei überfällig, der Notstand sei da.

Eine grosse Koalition von Interessen schloss sich dem an. So steht das Temperaturziel nun fix in der Landschaft, ohne dass es sich wirklich durch Kosten-Nutzen-Überlegungen und

wissenschaftliche Fundierung erklären lässt. Der Weltklimarat IPCC bietet zur Unterlegung vor allem Simulationsmodelle, deren errechnete Temperaturkurven zur fixen Idee passen.

Und die Ökonomen? Viele fügen sich in den gesetzten Rahmen, beispielsweise wenn sie bei der EU- oder der Bundesverwaltung, bei Banken, Versicherern oder grossen Unternehmen angestellt sind. Sie reiten auf der Welle «netto null 2050», helfen mit, Investitionen grün zu regulieren und in Richtung sogenannt nachhaltiger Anlagen zu lenken, sozial zu machen; grosse Versicherer wollen Kunden etwa aus dem Sektor fossiler Energien nicht mehr versichern, Banken bieten Hilfe zur Bestrafung «schlechter» und zur Subventionierung «guter» Finanzflüsse.

Klar, es gibt Ökonomen, die darlegen, welche Kosten und Nutzen von einer Energiewende, einer scharfen Reduktion der Emissionen, einem Verbrennerverbot oder den enormen Subventionen bevorzugter Energieformen zu erwarten sind. Etwa Hans-Werner Sinn, einer der bekanntesten Ökonomen Europas.

Oder der dänische Statistiker und Ökonom Bjørn Lomborg, der in seiner Forschung die Frage stellt: Welche Massnahmen zur Verbesserung der Lage der Menschen bringen am meisten Ertrag pro eingesetzten Dollar? Die Prioritäten aus seiner Befragung führender Ökonomen: Mutter-Kind-Gesundheit, Bildung und Handel. Klimaschutz rangiert hinten, hat weit aus weniger Dringlichkeit. Sinn ist emeritiert, Lomborg hat einen eigenen Think-Tank (Copenhagen Consensus). Die Stimmen aus den Universitäten sind noch nicht so laut.

UKRAINE

Zur Lage des Kriegs



Es war irrational, von den gelieferten Panzern eine entscheidende Wirkung zu erwarten: zerstörtes westliches Militärgerät in Mala Tokmachka.

Deutsche Medien, besonders die *Bild*-Zeitung, feiern angebliche Durchbrüche und Erfolge der ukrainischen Truppen gegen russische Stellungen. Der hier vorliegende, minutiös argumentierende, sehr detaillierte Text eines angesehenen amerikanischen Militär-Bloggers entwirft ein ganz anderes Bild. Selenskyjs Truppen seien im Begriff, an der tiefen russischen Verteidigung zu verbluten. Die Ukraine steuere auf ein militärisches Debakel zu. Schuldzuweisungen zwischen Washington und Kiew hätten schon begonnen.

Selenskyjs Desaster

Die grosse Sommer-Offensive entwickelt sich für die Ukraine zu einer militärischen Katastrophe. Russland verfügt über massive strategische und materielle Vorteile.

Big Serge

Die mit Spannung erwartete Gegenoffensive der Ukraine läuft nun seit etwa achtzig Tagen und hat bisher nur wenig gebracht. Der Sommer war geprägt von heftigen Kämpfen in verschiedenen Sektoren, aber die Kontaktlinie hat sich kaum verschoben. Das Auftauchen einiger der letzten verbliebenen ukrainischen Brigaden, die zuvor in Reserve gehalten worden waren, bestätigt jedoch, dass die Angriffssachsen der Ukraine jetzt konkretisiert sind. Es bleibt abzuwarten, ob es diesen wertvollen Reserven gelingt, die russischen Linien zu durchbrechen, aber es ist genug Zeit vergangen, um zu skizzieren, was genau die Ukraine versucht hat und warum sie bis jetzt gescheitert ist.

Ein Teil des Problems bei der Beschreibung dieses Krieges ist der zermürbende Charakter der Kämpfe. Die Ukrainer hoffen immer noch auf ein kühnes operatives Manöver, um aus der Sackgasse herauszukommen. Aber die Realität ist, dass sich dieser Krieg in einen Stellungskampf mit schwerfälligen Offensivtempo verwandelt hat, was eher an den Ersten als an den Zweiten Weltkrieg erinnert.

Ziele in der Tiefe des Gegners

Was ist passiert? Die Ukraine wollte mit ihrer Sommeroffensive die Front durchbrechen, um wieder mobile Operationen durchführen zu können, aber diese Bemühungen sind bisher erfolglos geblieben. Man ist immer noch in einer Belagerung gefangen und versucht mühsam, die russischen Stellungen aufzubrechen.

Für die Ukraine ist der Verlauf des Krieges von einer Vielzahl beunruhigender strategischer Asymmetrien geprägt. Einige davon liegen auf der Hand, wie zum Beispiel die viel grössere Bevölkerungszahl Russlands. Oder die Tatsache, dass die russische Kriegswirtschaft einheimisch ist, während die Ukraine vollständig

von westlichen Lieferungen von Ausrüstung und Munition abhängig ist.

Russland ist in der Lage, die Rüstungsproduktion eigenständig hochzufahren. Tatsächlich gibt es zahlreiche Anzeichen dafür, dass die russische Kriegswirtschaft allmäh-

Russland führt den Krieg ohne kommunizierte Ziele, abgesehen von der «Entmilitarisierung» der Ukraine.

lich in Schwung kommt. Neue Systeme sind in immer grösserer Zahl vorhanden. Auch westliche Quellen anerkennen inzwischen, dass Russland eine eigene Version der iranischen Shahed-Drohne zur Serienreife gebracht hat.

Darüber hinaus verfügt Russland über die Fähigkeit, rückwärtige Gebiete in einem Ausmass anzugreifen, wie es die Ukraine nicht erwidern kann, selbst wenn sie die gefürchteten Atacms-Raketen erhalten sollte (diese würden es der Ukraine ermöglichen, Ziele in der operativen Tiefe des Gegners anzugreifen, ohne aller-

dings Einrichtungen zum Beispiel in Moskau so treffen zu können, wie russische Raketen es im rückwärtigen Raum der Ukraine tun).

Angesichts der erheblichen russischen Vorteile in Bezug auf die Bevölkerungszahl, die industrielle Kapazität, die Schlagkraft und – seien wir ehrlich – die Souveränität ist ein Zermürbungskampf für die Ukraine eine schlechte Idee. Und doch ist das genau jene Art von Krieg, in der sie gefangen ist. Hinzu kommt, dass die Vorteile Russlands über physische Kapazitäten wie Bevölkerungsbasis, Industrieanlagen und Raketentechnologie hinausgehen und sich auch auf Ziele und Zeitpläne erstrecken.

Zwei grosse Kerle

Russland führt den Krieg ohne öffentlich kommunizierte Ziele, abgesehen von einer vage formulierten «Entmilitarisierung» der Ukraine. Tatsächlich bleiben die territorialen Absichten Russlands über die vier annektierten Oblaste hinaus eher nebulös (obwohl man mit Sicherheit sagen kann, dass Moskau weit mehr als nur diese erwerben möchte). Präsident Wladimir Putin hat den Krieg bewusst als ein militärisch-technisches Unternehmen zur Vernichtung der ukrainischen Streitkräfte dargestellt und nimmt sich die Freiheit, einzelne Territorien im Namen der operativen Umsicht aufzugeben.

Im Gegensatz dazu verfolgt die Ukraine öffentlich genannte Ziele, die ausdrücklich territorialer Natur sind. Präsident Wolodymyr Selenskyj hat erklärt, dass seine Regierung das gesamte Territorium des Landes in den Grenzen von 1991 wiederherstellen wolle (Rückeroberung der vier Oblaste auf dem Festland sowie der Krim).

Das Zusammentreffen dieser Faktoren – ehrgeizige Territorialforderungen in Kombination mit Nachteilen in einem asymmetrischen Stellungskampf

BILD STARTSEITE NEWS REGIONAL SPORT FUSSBALL UNTERHALTUNG POLITIK LIFESTYLE RATGEBER AUTO DIGITAL SPIELE

Russen können Ansturm nicht standhalten

Ukraine schafft wichtigen strategischen Durchbruch



Erzählerischer Trost: Schlagzeile der Bild, August 2023.



Boxer mit einem gebrochenen Arm: Präsident Selenskyj.

– zwingt die Ukraine dazu, die Front aufzubrechen, um einen Zustand operativer Beweglichkeit wiederherzustellen.

In einem Stellungskrieg zu verharren, ist für Kiew keine Option. Zum einen, weil Russlands materielle Vorteile unweigerlich durchscheinen werden (in einem Kampf zwischen zwei grossen Kerlen, die grosse Schläger gegeneinander schwingen, sollte man auf den grösseren Kerl mit dem grösseren Schläger setzen). Zum anderen, weil ein Stellungskrieg – der im

Grunde auf eine massive Belagerung hinausläuft – kein effizienter Weg ist, um Territorium zurückzugewinnen.

Dies lässt der Ukraine keine andere Wahl als zu versuchen, die eingefrorene Front wieder aufzutauen. Und der einzig gangbare Weg, dies zu erreichen, ist eine Offensive, die darauf abzielt, wichtige russische Kommunikations- und Nachschublinien zu unterbrechen.

Eigentlich gibt es nur zwei geeignete operative Ziele für die Ukraine. Das eine ist Starobilsk, das schlagende Herz im Zentrum der russischen Lugansk-Front. Die Einnahme von Starobilsk durch ukrainische Truppen wäre für Russland eine operative Katastrophe im Norden mit Kaskadeneffekten bis hinunter nach Bachmut.

Das zweite mögliche Ziel war die Landbrücke zur Krim, die durch einen Vorstoss über den südlichen Teil des Oblasts Saporischschja in Richtung der Asowschen Küste unterbrochen werden könnte.

Es war wahrscheinlich unvermeidlich, dass die Ukraine die Asow-Option wählte, und zwar aus mehreren Gründen. Die Landbrücke zur Krim ist ein in sich geschlossenes Schlachtfeld. Eine Offensive in Lugansk würde dagegen im Schatten der russischen Regionen Belgorod und Woronesch stattfinden, was es relativ schwierig machen würde, bedeutende russische Streitkräfte aus dem Verkehr zu ziehen.

Entscheidender ist jedoch die Besessenheit Kiews von der Krim und der Kertsch-Brücke – Ziele, die in einer Weise hypnotisierend wirken, wie es Starobilsk niemals könnte.

Abrams und Leopard

Es lohnt sich, darüber nachzudenken, wie und warum die Ukraine eine Offensive gestartet hat, die weithin angekündigt und erwartet worden war. Die russischen Streitkräfte verbrachten Monate damit, die Front mit Minen-

Ein wichtiges Argument für die Gegenoffensive war die angebliche Überlegenheit westlicher Panzer.

feldern, Schützengräben, Schiessständen und Hindernissen zu übersäen. Jeder wusste, dass die Ukraine in Richtung der Asowschen Küste angreifen würde, insbesondere mit Blick auf Tokmak und Melitopol.

Ein wichtiges Argument für die ukrainische Gegenoffensive an dieser Front war die angebliche Überlegenheit der westlichen Panzer, die in grosser Zahl an die ukrainischen Streitkräfte geliefert worden waren. Die russischen Panzer wurden dagegen als Relikte aus der Sowjetzeit abgetan. Man übersah dabei, dass der amerikanische Abrams (entworfen 1975) und der deutsche Leopard 2 (1979) ebenfalls Modelle aus dem Kalten Krieg sind.

Im Grunde ist an den westlichen Panzern nichts auszusetzen. Der Abrams und der Leopard sind gute Fahrzeuge. Das Problem waren die falschen Erwartungen. Panzer sind Massenverbrauchsgüter. Sie explodieren, werden ausser Gefecht gesetzt und gekapert. Ihr Verschleiss ist viel höher, als man denkt. Kommt hinzu, dass die ukrainischen Brigaden für ihren Angriff deutlich weniger Fahrzeuge zur Verfügung hatten als die Russen auf der anderen Seite. So gesehen war es schlicht irrational, von

den westlichen Panzern eine entscheidende Wirkung zu erwarten.

Fassen wir zusammen: Ermutigt durch neue Waffen und geleitet vom Ehrgeiz, die Front zu öffnen, führten die Ukrainer einen Angriff ohne strategische Überraschung gegen eine vorbereitete Verteidigung. Begleitet wurde diese Offensive von den altbekannten Argumenten über eine angeblich unfähige russische Führung. Man sieht daran, wie sich bei den Ukrainern ein gewisses Mass an Überheblichkeit eingeschlichen hat.

Robotyne, das letzte Dorf?

Kommen wir nun zu den operativen Einzelheiten. Die Nato war sehr grosszügig und stellte der Ukraine ein mechanisiertes Angriffspaket zur Verfügung. Dieses wurde aus einer Vielzahl unterschiedlicher Systeme aus allen Ecken des Nato-Universums zusammengestellt, weshalb die ukrainischen Verbände an ihrer jeweiligen Kombination von Fahrzeugen und Ausrüstung zu erkennen sind. Die 82. Brigade zum Beispiel führt Stryker, Marder und Challenger ins Feld.

Doch trotz guter Ausrüstung sitzen die ukrainischen Verbände am Rande von Russlands äusserster Abschirmungslinie fest und wenden erhebliche Ressourcen auf, um das kleine Dorf Robotyne einzunehmen oder es östlich zu umgehen. Wir könnten grosszügig sein und sagen, dass Robotyne das letzte Dorf ist, bevor der ukrainische Angriff den Hauptverteidigungsgürtel der Russen erreicht, aber das wäre eine Falschaussage. Sie werden auch die grössere Stadt Nowopropkopiwka, zwei Kilometer südlich, räumen müssen.

Die Diskussion über diese Stellungen kann etwas verworren werden, weil nicht immer klar ist, was mit der beliebten Formulierung «erste Verteidigungslinie» gemeint ist. Natürlich gibt es einige Verteidigungsanlagen um und in Robotyne. Und da sich die Russen entschieden haben, um das Dorf zu kämpfen, ist Robotyne in gewissem Sinne tatsächlich Teil der «ersten Linie». Richtiger aber ist, es als Teil dessen zu sehen, was wir eine «Abschirmungslinie» nen-

Ich bin skeptisch, dass die Ukraine einen ernsthaften Angriff auf den Verteidigungsgürtel wagen kann.

nen würden. Die erste Linie durchgehender Befestigungen entlang der Front liegt einige Kilometer weiter südlich, und das ist der Gürtel, den die Ukraine noch nicht einmal erreicht, geschweige denn durchbrochen hat.

Im Moment sieht es so aus, als hätten die russischen Truppen die vollständige Kontrolle über Robotyne verloren. Sie halten aber weiterhin die südliche Hälfte des Dorfes, während die ukrainischen Truppen in der nördlichen Hälfte unter schwerem russischen Beschuss stehen. Zum jetzigen Zeitpunkt sollten wir das Dorf wahrscheinlich als stark umkämpft bewerten.

Erschöpfte Truppe

Hier eine kurze Anmerkung zu Robotyne selbst und warum beide Seiten so entschlossen sind, darum zu kämpfen. Oberflächlich betrachtet erscheint es etwas seltsam, wenn man bedenkt, dass die Russen im Jahr 2022 taktische Rückzüge unter ihrem Feuerschirm bevorzugten.

Diesmal jedoch gehen sie sogar zum Gegenangriff über, um Robotyne zu halten. Der Wert des Dorfes ergibt sich nicht nur aus seiner Lage an der Fernstrasse T-0408, sondern auch aus seiner militärisch interessanten Topografie. Sowohl Robotyne als auch Nowopropkopiwka liegen auf einem Bergrücken, der die Ebene im Osten zu bis zu 70 Meter überragt.

Wenn die ukrainischen Streitkräfte also nach vorne drängen und versuchen, die Stellungen Robotyne und Nowopropkopiwka zu umgehen, sind sie anfällig für den Beschuss an den Flanken durch die russischen Truppen auf der Anhöhe. Wir haben bereits entsprechende Aufnahmen gesehen. Ich bin skeptisch, dass die Ukraine überhaupt einen ernsthaften Angriff auf den ersten Verteidigungsgürtel wagen kann, bevor sie nicht sowohl Robotyne als auch Nowopropkopiwka erobert hat.

Schon unter idealen Umständen wäre das eine schwierige Aufgabe. Es gilt, eine Vielzahl von technischen Problemen zu lösen. Man muss Hindernisse überwinden, die dem Angreifer eine ideale Schussbahn eröffnen. Man muss senkrechte Gräben ziehen, um das Vorrücken der eigenen Truppen ermöglichen. Und man muss alle wichtigen Strassen verteidigen.

Doch die Umstände sind nicht die besten. Es handelt sich bei den ukrainischen Streitkräften um eine müde Truppe, die einen Grossteil ihrer Kampfkraft erschöpft hat und die versucht, den Angriff mit einem bruchstückhaften und zu schwachen Ausrüstungspaket zu organisieren.

Mehrere Faktoren sprechen gegen einen Erfolg der ukrainische Offensive, und ihr Zusammenwirken hat zu einer militärisch katastrophalen Lage für die Regierung von Präsident Selenskyj geführt.

Konkret geht es um fünf Probleme.

1. Der unsichtbare Verteidigungsgürtel

An dieser Stelle will ich einräumen, dass ich in früheren Beiträgen einen wichtigen Aspekt der russische Verteidigung übersehen hatte. Ich glaubte fälschlicherweise, dass die russische Verteidigung dem Vorbild der klassischen sowjetischen Verteidigung in der Tiefe folgen würde (die zum Beispiel in den Schriften des amerikanischen Militärhistorikers David Glantz sehr detailliert erläutert wird). Einfach ausgedrückt, lässt es eine solche Verteidigung zu, dass der Feind die erste oder sogar die zweite Verteidigungslinie durchbrechen wird.

Der Zweck dieser mehrschichtigen Verteidigung (oder «gestaffelten» Verteidigung, wie es in der klassischen Terminologie heisst) besteht darin, dass die gegnerische Streitkraft bei ihrem Durchbruchversuch stecken bleibt. Sie kann zwar die erste Schicht durchdringen, wird aber auf ihrem Weg immer wieder von den nachfolgenden Gürteln aufgefressen. Das klassische Beispiel ist die Schlacht von Kursk im Sommer 1943, in der mächtige deutsche Panzer



Überheblichkeit hat sich eingeschlichen: russischer Panzer in Kiew, August 2023.



Er nimmt sich die Freiheit, einzelne Territorien aufzugeben: Präsident Putin.

in die sowjetischen Verteidigungsgürtel eindringen, dann aber von den nachfolgenden Gürteln aufgefressen wurden. Man kann sich dies in Analogie zu einer Kevlar-Weste vorstellen, die ein Netz aus Fasern verwendet, um Geschosse abzuwehren. Anstatt abzuprallen, wird das Geschoss aufgefangen und seine Energie von den geschichteten Fasern absorbiert.

Ich war offen für die Idee, dass die Ukraine ein gewisses Mass an Durchschlagskraft entwickeln würde. Aber ich rechnete damit, dass sie in den nachfolgenden Gürteln stecken bleiben und ins Trudeln geraten würden. Was ich wie viele andere übersah – und das ist ein Verdienst der russischen Planung –, war ein unsichtbarer Verteidigungsgürtel vor den eigentlichen Schützengraben und Befestigungen.

Dieser vordere Gürtel besteht aus extrem dichten Minenfeldern und stark gehaltenen Stellungen in der Abschirmungslinie, um die Russland offensichtlich heftig zu kämpfen bereit ist. Anstatt den ersten Gürtel zu durchbrechen und in den Zwischenräumen stecken zu bleiben, wurden die Ukrainer immer wieder aufgegeben, und die Russen haben immer wieder einen Gegenangriff gestartet, um sie zurückzuschlagen, wenn es ihnen gelang, Fuss zu fassen.

Mit anderen Worten: Während wir erwartet hatten, dass Russland eine Verteidigung in der Tiefe durchführt, die ukrainische Speerspitzen absorbiert und sie im Herzen der Verteidigung zerfetzt, zeigen die Russen ein starkes Engagement bei der Verteidigung ihrer vordersten Stellungen, von denen Robotyne die bekannteste ist.

Auf dem Papier sollte Robotyne als Teil einer so genannten «Knautschzone» oder «Sicher-

heitszone» fungieren – eine Art leicht gehaltener Puffer, der den Feind durch vorher registriertes Feuer bringt, bevor er auf den ersten Gürtel kontinuierlicher und stark gehaltener Verteidigungsanlagen stösst. Verschiedene Luft- und Satellitenaufnahmen des Gebiets, die vor dem Angriff der Ukraine gemacht wurden, zeigten, dass Robotyne weit vor dem ersten festen und durchgehenden russischen Befestigungsgürtel liegt.

Was offenbar übersehen wurde, war das Ausmass, in dem die russischen Verteidiger die Gebiete bei der Annäherung an Robotyne vermint und sich zur Verteidigung innerhalb

Übersehen wurde offenbar, wie die russischen Verteidiger die Gebiete um Robotyne vermint hatten.

der Sicherheitszone verpflichtet hatten. Das Ausmass der Verminung scheint die Ukrainer überrascht zu haben und stellt eine Belastung für deren begrenzte kampftechnische Fähigkeiten dar. Noch wichtiger ist jedoch, dass die Annäherungswege der Ukrainer vorhersehbar geworden sind. Sie sind gezwungen, immer wieder denselben Spiessrutenlauf zu unternehmen, und werden dabei von den Russen unter Beschuss genommen.

2. Unzureichende Abwehr

Das charakteristische Bild der ersten grossen Angriffe waren Kolonnen ungeschützter Manövereinheiten, die unter russischem Beschuss standen, sowohl am Boden als auch aus der Luft. Einer der verblüffendsten Aspekte die-

ser Szenen war die Art und Weise, wie die ukrainischen Streitkräfte noch in ihren Marschkolonnen unter schweren Beschuss gerieten und Verluste erlitten, bevor sie sich überhaupt in die Schusslinie begaben, um den eigentlichen Angriff zu beginnen.

Dafür gibt es viele Gründe. Einer davon ist der ukrainische Munitionsmangel. Vor der ukrainischen Gegenoffensive führte Russland eine intensive Luftkampagne durch, die grosse Munitionslager der ukrainischen Streitkräfte zerstörte. Hinzu kommt die Schwächung der ukrainischen Luftabwehr, die es russischen Hubschraubern ermöglicht, mit grosser Wirkung entlang der Kontaktlinie zu operieren.

3. Russische Distanzwaffen

Der russische Werkzeugkasten hat sich im Vergleich zur Schlacht um Cherson im vergangenen Jahr grundlegend verändert, da die Produktion einer Vielzahl russischer Distanzwaffen (*standoff weapons*) rasch zunimmt. Insbesondere die Lancet-Drohne hat sich als sehr effektiv erwiesen. Es wird behauptet, dass sie für fast die Hälfte der russischen Artillerieabschüsse verantwortlich ist.

Entgegen westlicher Einschätzungen, wonach Russland nicht in der Lage sei, Drohnen in ausreichender Stückzahl herzustellen, wurde die Produktion der Lancet in kurzer Zeit erfolgreich hochgefahren. Auch die Produktion anderer Systeme wie der Geran läuft an.

Die Verbreitung der Lancet und ähnlicher Systeme bedeutet, dass für die ukrainischen Streitkräfte innerhalb von 30 Kilometern um die Kontaktlinie nichts mehr sicher ist. Die ukrainische Artillerie wird im Gebiet von Robotyne aufgrund dieser Bedrohung immer seltener eingesetzt und scheint bereits an andere Fronten verlegt zu werden.

4. Nachschublinien auf engem Raum

Da es den Ukrainern nicht gelungen ist, den Robotyne-Sektor beim ersten Versuch zu durchbrechen, sind sie gezwungen, immer neue Einheiten und Ressourcen einzusetzen, um die Stellung anzugreifen. Dabei haben sie keine Möglichkeit, die Mittel, die sie für den Angriff heranschaffen, zu zerstreuen oder zu verstecken. Dies erleichtert die Arbeit der russischen Aufklärung.

Kürzlich klagte die stellvertretende ukrainische Verteidigungsministerin Hanna Maljar, dass die 82. Brigade, die in den Orichiw-Sektor verlegt wurde, in ihren Aufmarschgebieten von einer Reihe russischer Luftangriffe getroffen wurde. Das ist keine Überraschung, denn das gesamte Operationsgebiet um Orichiw ist nur etwa 25 Kilometer tief und 20 Kilometer breit.

5. Schwache Brigaden

Es ist wesentlich weniger Schaden nötig, um eine Einheit auf operativer Ebene zu zerstören,



Hilfe in achtzig Tagen verheizt: Nato-Gipfel in Vilnius, Juli 2023.

als man denkt. Eine Einheit kann schon bei 30 Prozent Verlusten (mit einer gewissen Varianz, je nachdem, wie die Verluste aufgeteilt werden) kampfunfähig werden. Dies gilt insbesondere für die mechanisierten Brigaden der Ukraine. Sie sind grundsätzlich unterdotiert (man bedenke, dass die ukrainische 82. Brigade nur über 90 Stryker-Kampfpanzer verfügt, während eine amerikanische Strkyer-Brigade auf 300 Fahrzeuge kommt).

Darüber hinaus bedeutet der zusammengeschusterte Charakter dieser Brigaden – und das völlige Fehlen von einheimischen Instandhaltungssystemen wie Reparatur und Wartung –, dass die Ukrainer ihre Fahrzeuge ausschlachten müssen. Sie haben bereits damit begonnen, sogenannte Spender-Fahrzeuge zu benennen, die vollständig abgeschrieben wer-

den, um sie für Ersatzteile zu zerlegen. Das führt dazu, dass die mechanisierten Brigaden der Ukrainer von vornherein zu wenig Fahrzeuge haben und eine abgrundtief schlechte Verwertungsquote aufweisen.

So hat die Ukraine bereits Mitte Juli 20 Prozent ihrer Manövriermittel verloren, was zu einem katastrophalen Rückgang der Kampffähigkeit führt. Die Führungsbrigaden – die 50 Prozent oder mehr ihrer Manöverfahrzeuge verbraucht haben – können keine Kampfaufgaben mehr übernehmen, die für eine Brigade angemessen sind. Die Ukrainer sind daher gezwungen, ihre Einheiten der zweiten Staffel vorzeitig einzuziehen.

Zum jetzigen Zeitpunkt sind Teilelemente von mindestens zehn verschiedenen Brigaden im Sektor Robotyne stationiert, und die 82. Brigade wird sich ihnen wahrscheinlich bald anschließen. Die Nato hat vor der Gegenoffensive geholfen, neun Brigaden der Ukraine aufzubauen. Man kann mit Sicherheit sagen, dass nicht vorgesehen war, alle von ihnen schon in achtzig Tagen zu verheizen, nur um die Abschirmungslinie zu durchbrechen.

Tapferkeit und Intelligenz

Ich habe in letzter Zeit eine Reihe von Analysen gelesen, die argumentieren, dass der Einsatz zusätzlicher ukrainischer Einheiten im Robotyne-Sektor die nächste Phase der Operation signalisiert. Das ist Unsinn. Die Ukraine steckt immer noch in der ersten Phase fest. Vielmehr ist es so, dass die Aufzehrung ihrer Brigaden sie gezwungen hat, ihre zweite (und dritte) Staffel einzusetzen, um die Aufgaben der ersten zu erfüllen.

Der erste Angriff, angeführt von der 47. Brigade, sollte eine Bresche in die russische Abschirmungslinie um Robotyne schlagen und auf den russischen Hauptgürtel weiter südlich vorstossen. Sie scheiterte, und die zusätzlichen Brigaden, die für den Vorstoss vorgesehen waren – die 116., 117., 118., 82., 33. und weitere – werden nun systematisch eingesetzt, um den Druck aufrechtzuerhalten. Diese Brigaden wurden natürlich nicht vernichtet, einfach weil sie nicht als Ganzes, sondern nur als Untereinheiten eingesetzt werden. Trotzdem machen die ukrainischen Verluste zum jetzigen Zeitpunkt den Grossteil einer ganzen Brigade aus.

Ich will es deutlich festhalten: Die Ukraine ist nicht zur nächsten Phase ihrer Operation übergegangen. Sie steckt in der ersten Phase fest und war gezwungen, Teile der zweiten Staffel, die für eine spätere Aktion vorgesehen war, vorzeitig zu verlegen. Trotzdem hat sie bisher die russische Schutzlinie nicht durchbrochen. Die grosse Gegenoffensive entwickelt sich zu einer militärischen Katastrophe.

Das bedeutet jedoch nicht, dass die Operation gescheitert ist, nur weil sie noch nicht abgeschlossen ist. Die Geschichte lehrt uns, dass es unklug ist, endgültige Aussagen zu treffen. Glück und menschliche Faktoren wie Tapferkeit und Intelligenz, Feigheit und Dummheit spielen immer eine Rolle. Zum jetzigen Zeitpunkt lässt sich jedoch nicht leugnen, dass der Einsatz zum Scheitern verurteilt scheint.

Bislang haben die ukrainischen Streitkräfte eine gewisse Anpassungsfähigkeit gezeigt. Insbesondere haben wir in letzter

Eine Einheit kann schon bei 30 Prozent Verlusten kampfunfähig werden.

Zeit beobachtet, dass sie nicht mehr ohne Unterstützung von mechanisierten Einheiten vorrücken, sondern sich auf kleine Einheiten stützen, die versuchen, langsam in den Raum zwischen Robotyne und Verbove vorzudringen. Diese Zerstreuung soll die Verlusten reduzieren, aber er verringert auch die Wahrscheinlichkeit eines dramatischen Durchbruchs und markiert die vorübergehende Aufgabe entscheidender Durchbruchsaktionen zugunsten eines – wieder einmal – schleichenden Stellungskrieges.

Wir wären nachlässig, wenn wir nicht darauf hinweisen würden, dass die Russen bei all dem erhebliche Verluste erlitten haben. Wir wissen, dass die russischen Streitkräfte im Robotyne-Sektor rotieren und verstärkt werden mussten, unter anderem mit Eliteeinheiten der Luftlandetruppe und der Marine-Infanterie. Russland hat Verluste bei Gegenangriffen erlitten. Die ersten Angriffsgruppen der Ukrainer verfügten über eine grosse Kampfkraft, und die



Kämpfe waren für beide Seiten sehr blutig. Es ist ein Krieg mit hoher Intensität.

Doch genau das ist der springende Punkt: Die Ukraine scheint dem Zermürbungs- und Stellungskrieg, in dem sie sich befindet, nicht entkommen zu können. Es klingt schön und gut, die Rückkehr zur «manövrierenden» Kriegsführung zu verkünden, aber wenn man nicht in der Lage ist, die gegnerische Verteidigung zu durchbrechen, bleiben das leere Worte.

Inzwischen haben sich zwei Begründungen für das bisherige Scheitern der ukrainischen Gegenoffensive in die Debatte eingeschlichen – «Bewältigungen», wenn man so will, die als erzählerischer Trost dienen, um zu erklären, warum die ukrainische Operation eigentlich ganz gut läuft (obwohl im Westen fast alle zugeben, dass die Ergebnisse bestenfalls glanzlos waren). Ich möchte nacheinander kurz auf beide dieser Punkte eingehen.

1. «Die erste Phase ist die schwierigste»

Häufig wird argumentiert, dass die ukrainischen Streitkräfte nur die russische Abschirmungslinie durchbrechen müssten und der Rest der Verteidigungslinien dann wie Dominosteine fallen würde. Der allgemeine Tenor dieses Arguments lautet, dass es den Russen an Reserven fehle und dass die nachfolgenden Verteidigungslinien nicht ausreichend bemannt seien.

Es ist wahrscheinlich beruhigend, sich das einzureden, aber es ist ziemlich irrational. Wir könnten zum Beispiel über Russlands Doktrin der «Verteidigung in der Tiefe» sprechen, die eine grosszügige Zuteilung von Reserven in allen Tiefen des Verteidigungssystems vorschreibt, aber es ist wahrscheinlich fruchtbarer, auf unmittelbare Beweise hinzuweisen.

Betrachten wir einfach das Verhalten Russlands in den vergangenen sechs Monaten. Die Russen haben enorme Anstrengungen unternommen, um gestaffelte Verteidigungsanlagen zu errichten. Sollen wir wirklich glauben, dass sie all das nur getan haben, um ihre gesamte Kampfkraft im Kampf vor diesen Anlagen zu verschwenden? Es gibt auch keine Anzeichen dafür, dass Russland gegenwärtig Probleme hat, die Front mit Personal zu versorgen. Es scheint im Gegenteil die Ukraine zu sein, die über weniger Einsatzkräfte verfügt.

2. «In Schussweite kommen»

Das Argument lautet, dass die Ukraine nicht wirklich bis zum Meer vordringen und die Landbrücke physisch kappen, sondern lediglich die russischen Nachschubwege in Schussweite bringen muss, um die russischen Truppen abzuschneiden. Es gibt viele Probleme mit diesem Gedankengang, von denen die meisten auf eine überzogene Vorstellung von «Feuerkontrolle» zurückzuführen sind. Vereinfacht

gesagt, bedeutet «in Reichweite» von Artilleriefeuer zu sein nicht, dass man ein Gebiet effektiv abriegelt oder die Nachschublinien unterbricht. Wäre dies der Fall, könnte die Ukraine von Orichiw aus überhaupt nicht angreifen, da die gesamte Annäherungsachse in russischer Schussweite liegt. In Bachmut kämpfte die Ukraine noch lange weiter, nachdem ihre Hauptnachschubwege unter russischen Beschuss geraten waren.

Tatsache ist, dass die meisten militärischen Aufgaben in Reichweite zumindest einiger gegnerischer Fernwaffen durchgeführt werden. Die Vorstellung, dass Russland zusammenbricht, wenn es der Ukraine gelingt, eine Granate auf die asowsche Küstenautobahn zu werfen, ist ziemlich lächerlich. Tatsächlich liegt die Haupteisenbahnlinie Russlands bereits in Reichweite der ukrainischen Himars-Raketen, und die Ukrainer haben erfolgreich Angriffe auf Küstenstädte wie Berdjansk durchgeführt. Gleichzeitig bombardiert Russland regelmässig die ukrainische Infrastruktur, und trotzdem ist noch keine der beiden Armeen zusammengebrochen. Das liegt daran, dass Fernbeschuss ein Mittel zur Verbesserung der eigenen Lage im Stellungskampf und zur Erreichung operativer Ziele ist. Aber Kriege werden nicht gewonnen, nur weil man einfach die Nachschubwege des Gegners unter Feuer nimmt.

Nehmen wir trotzdem einmal an, den Ukrainern gelinge es, vorzurücken – nicht bis zur Küste, aber weit genug, um Russlands Hauptversorgungswege in Reichweite der Artillerie zu bringen. Was würden sie tun? Eine Haubitzenbatterie auffahren, sie an der vor-

ersten Frontlinie aufstellen und ununterbrochen auf die Strasse feuern? Was, glauben Sie, würde mit diesen Haubitzen passieren? Die Gegenbatteriesysteme würden sie mit Sicherheit unter Beschuss nehmen. Die Vorstellung, man könne einfach ein grosses Geschütz aufstellen und auf russische Ver-

Die Vorstellung, man könne einfach ein grosses Geschütz aufstellen, ist, ehrlich gesagt, ziemlich kindisch.

sorgungslastwagen schiessen, ist, ehrlich gesagt, ziemlich kindisch. Um feindliche Truppen von ihrem Nachschub abzuschneiden, musste man schon immer den Transit blockieren, und genau das wird die Ukraine tun müssen, wenn sie Russlands Landbrücke unterbrechen will.

Es fehlt am Material

Eines der sichersten Anzeichen dafür, dass die ukrainische Gegenoffensive eine katastrophale Wendung genommen hat, ist die Art und Weise, wie Kiew und Washington bereits begonnen haben, sich gegenseitig zu beschuldigen und eine Obduktion durchzuführen, während die Leiche noch warm ist. Präsident Selenskyj hat dem Westen vorgeworfen, die erforderliche Ausrüstung und Munition zu langsam geliefert zu haben. Er argumentiert, dass die Russen durch inakzeptable Verzögerungen ihre Verteidigung verbessern konnten. Das halte ich für ziemlich obszön und undankbar. Die Nato hat die Ukraine von Grund auf mit einer neuen Armee ausgestattet, wobei bereits



Militärisch interessante Topografie: Dorf Robotyne.

die Ausbildungszeiten stark verkürzt werden mussten.

Andererseits haben westliche Experten begonnen, der Ukraine die Schuld dafür zu geben, dass sie angeblich nicht in der Lage sei, eine «Kriegsführung der verbundenen Waffen» einzuführen. Dies ist in Wirklichkeit ein unsinniger Versuch, Probleme mit einem (falschen) Fachjargon zu erklären. Gemeint ist nichts Anderes als der gleichzeitige Einsatz verschiedener Waffen wie Panzer, Infanterie, Artillerie und Luftstreitkräfte. Die Behauptung, dass die Ukraine dazu nicht in der Lage sei, ist dumm. Die Rote Armee verfügte über eine komplexe und äusserst gründliche Doktrin für den Einsatz verbundener Waffen. Ein Professor an der amerikanischen School of Advanced Military Studies sagte dazu: «Die kohärentesten Schriften zur operativen Kunst sind immer noch bei den sowjetischen Autoren zu finden.» Die Vorstellung, dass verbundene Waffen für ukrainische Offiziere ein fremdes und neues Konzept sind, ist lächerlich.

Was bringen F-16-Jets?

Ihr Problem ist ein anderes. Es fehlt ihnen schlicht und einfach an dem Material, das eine erfolgreiche Manöverkampagne möglich machen würden, nämlich eine angemessene Artillerie und eine funktionierende Luftwaffe (und nein, die Lieferung von F-16-Jets wird dieses Problem nicht beheben). Die Kritik an den ukrainischen Offizieren ist falsch – es ist, wie wenn man einen Boxer mit einem gebrochenen Arm in den Kampf schicken und dann seine Technik bemängeln würde. Das Problem ist nicht seine Technik. Das Problem ist, dass er verletzt ist.

Zweitens scheinen westliche Beobachter nicht die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass die Genauigkeit moderner Fernwaffen (seien es Lancet-Drohnen, gelenkte Artilleriegeschosse oder GMLRS-Raketen) in Verbindung mit der Dichte von modernen Überwachungssystemen die Durchführung umfassender mobiler Operationen schlichtweg unmöglich macht, es sei denn unter ganz bestimmten Umständen. Wenn der Feind in der Lage ist, Bereitstellungs-

Wir erleben die Rückkehr des konventionellen Krieges von Massenheeren.

räume zu überwachen, die Infrastruktur im rückwärtigen Bereich mit Marschflugkörpern und Drohnen anzugreifen, Annäherungslinien präzise mit Artilleriefeuer unter Beschuss zu nehmen und den Boden mit Minen zu spicken, wie genau soll es da möglich sein, zu manövrieren?

Verbundene Waffen und Manöver setzen die Fähigkeit voraus, enorme Kampfkraft schnell zu konzentrieren und mit grosser Gewalt an engen Stellen anzugreifen. Angesichts der Dichte der russischen Überwachung, der Feuerkraft und der vielen Hindernisse, die die Russen errichtet haben, um die ukrainische Bewegungsfreiheit einzuschränken und ihre Aktivitäten zu schädigen, ist dies wahrscheinlich unmöglich. Die wichtigsten Beispiele für Manöver in der jüngeren Militärgeschichte – die Feldzüge im Irak – haben nur eine geringe Relevanz für die Verhältnisse in Saporischschja.

Letztlich erleben wir die Rückkehr des konventionellen Krieges von Massenheeren, mit dem breiten Einsatz von Überwachungsmitteln und Feuer. Die einzige Möglichkeit für die Ukraine, so zu manövrieren, wie sie es will, besteht darin, die Front aufzubrechen, und das kann sie nur mit mehr Minenräumergeräten, mehr Granaten und Rohren, mehr Raketen, mehr Panzerung. Nur die geballte Masse dieser Kampfmittel kann eine geeignete Bresche in die russischen Linien schlagen. Andernfalls stecken sie in einem Zermübungskrieg in der dichten russische Verteidigung fest, und ihnen vorzuwerfen, sie seien nicht in der Lage, irgendeine westliche Vorstellung von «verbundenen Waffen» zu begreifen, ist die seltsamste Art von Fingerzeig.

Beste Chance der Ukraine

Wie geht es nun mit dem Krieg weiter? Die offensichtliche Frage ist, ob wir glauben, dass die Ukraine jemals über ein schlagkräftigeres Angriffspaket verfügen wird als das, mit dem sie den Sommer begonnen hat. Die Antwort scheint nein zu sein. Es war ein hartes Stück Arbeit, diese unterlegenen Brigaden zusammenzukratzen – die Vorstellung, dass die Nato nach einer Niederlage in der Schlacht von Saporischschja ein schlagkräftigeres Paket schnüren wird, scheint weit hergeholt. Mehr noch, amerikanische Beamte haben ziemlich ausdrücklich gesagt, dass dies das beste mechanisierte Paket war, das die Ukraine bekommen konnte.

Es scheint unumstritten zu sein, dass dies die beste Chance der Ukraine auf einen echten operativen Sieg war, der sich nun langsam in bescheidene, aber kostspielige taktische Fortschritte aufzulösen scheint. Letztlich bedeutet dies, dass die Ukraine nicht in der Lage ist, einem industriellen Zermübungskrieg zu entkommen, der genau die Art von Krieg ist, die sie aufgrund all der bereits erwähnten Asymmetrien nicht gewinnen kann.

Vor allem aber kann die Ukraine einen solchen Krieg aufgrund ihrer eigenen maximalistischen Ziele nicht gewinnen. Da die Regierung von Präsident Selenskyj darauf beharrt, nicht aufzugeben, bis das Territorium der Ukraine in Grenzen von 1991 wiederhergestellt ist, stellt die Unfähigkeit, die russischen Streitkräfte zu vertreiben, ein besonders unangenehmes Problem dar. Kiew wird entweder seine Niederlage eingestehen und die russische Kontrolle über die annektierten Gebiete anerkennen müssen. Oder es wird so lange hartnäckig weiterkämpfen, bis es ein gescheiterter Staat ist.



Schulduweisungen haben begonnen: Selenskyj im amerikanischen Kongress, Dezember 2022.

Big Serge ist ein amerikanischer Militärblogger. Dies ist die übersetzte und gekürzte Fassung des englischen Originaltexts, erschienen auf <https://bigserge.substack.com>

© Big Serge/Substack

BRIEF AUS TIFLIS

Wolfgang J. Hummel



Sagt euren Eltern, dass sie diesen Krieg finanzieren», die Ukrainerin stellt sich den zwei jungen Russen in den Weg, als diese eben aus dem Bus in Tiflis aussteigen.

«Eure Eltern haben meine Eltern getötet und unser Haus zerstört», schreit sie die beiden an, die völlig vor den Kopf geschlagen wirken und zu keiner Antwort fähig sind.

Ohnehin trifft der Vorwurf in diesem Fall die Falschen: Beide studieren Theaterwissenschaft in St. Petersburg und sind alles andere als Putin-Unterstützer. Genauso wenig entsprechen sie aber auch dem Bild westlicher Medien, nach dem jeder junge Russe bemüht ist, sich der möglichen Einberufung zu entziehen und sich wenn immer möglich ins Ausland abzusetzen. Beide sind auf der Rückreise in ihre Heimatstadt.

Dennoch machen nicht wenige junge Russen seit Beginn des Krieges «Heimarbeit» aus der Ferne für ihre bisherigen russischen Arbeitgeber. Insbesondere von den Softwareentwicklern und IT-Experten arbeiten viele in Dubai, Thailand oder eben Georgien.

Doch es sind nicht nur junge Russen hier, sondern auch junge Ukrainer, für die Georgien seit Kriegsbeginn zum Aufenthaltsort wurde. Derzeit kommen wieder mehr. Gerüchte über eine neue Rekrutierungswelle der ukrainischen Regierung machen die Runde.

Einer von ihnen ist Sergeji. Der 24-Jährige aus Kiew wohnt seit Beginn des Ukraine-Krieges in einem Luxus-Apartment an der Strandpromenade von Batumi am Schwarzen Meer. In der Ukraine für sein Land zu kämpfen, darin sieht er keinen Sinn. Auch nach dem Krieg sieht er in der Ukraine keine Zukunft. Nach dem Krieg will er nach Wien.

Szenenwechsel: Wären nicht die Schaf- und Ziegenherden links und rechts und manchmal mitten auf der Fahrbahn, könnte man glauben, am Brennerpass zu sein. Laster an Laster fährt auf der Europastrasse 117 Richtung Wladikawkas in Russland. Genauso viele kommen von dort. Die nationalen Kennzeichen der LKW: Türkei, Armenien, Georgien, Russland. Tag und Nacht rollt der Verkehr zum Grenzkontrollpunkt in der Darialschlucht. Hier ist schnell klar, warum auch das 11. Sanktionspaket der EU seine Wirkung verfehlt.

Die endlose Schlange der LKW zeigt aber noch etwas anderes: die Krise des deutschen mittelständischen Speditionsgewerbes, die

Der tatsächliche Gewinner der EU-Sanktionen gegen Russland ist China.

hohe Zahl der Geschäftsaufgaben im Fuhrgeschäft und die Folgen der EU-Umweltauflagen. Bei einer überraschend hohen Zahl der LKW ist schnell zu sehen, dass sie einstmals deutsche Eigentümer hatten: Die neuen georgischen oder armenischen LKW-Besitzer fahren meist weiter unter den ehemaligen Firmennamen, sei es «Schneider-Spedition» oder «Müller-Logistik». Das sei gute Werbung, sagt ein Fahrer und lacht.

Auf den ersten Blick scheint Georgien wie ein Gewinner des Ukraine-Konflikts. Der Immobilienmarkt boomt, Russen bringen Geld, und die Umgehung der EU-Sanktionen schlägt sich als Exportsteigerung nieder. Parallelimport heisst das Letztere selbst in der amtlichen georgischen Statistik.

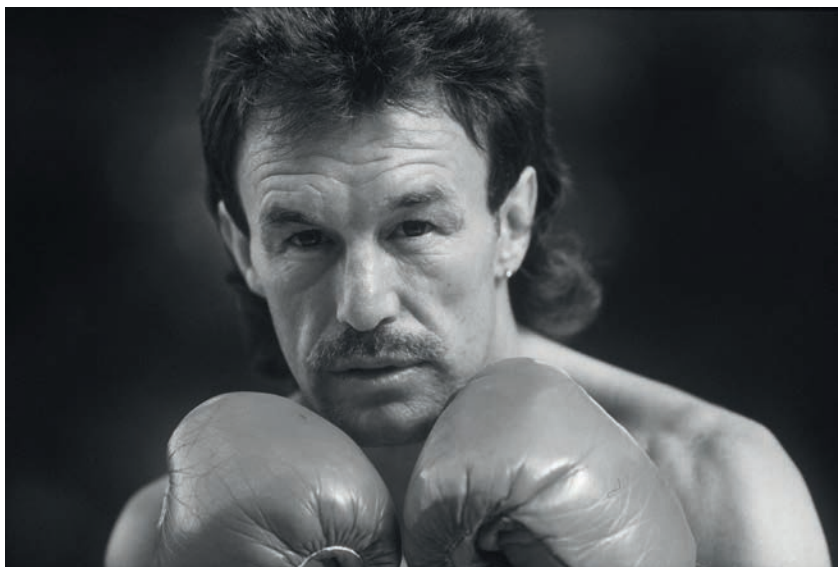
Auch von den Ölsanktionen gegen Russland kann Georgien profitieren, wenn auch nur als Transitland. Eigentümer des Ölhafens von Batumi am Schwarzen Meer ist Kaztransoil, eine Tochtergesellschaft des kasachischen Ölkonzerns Kazmunaygas. Der tatsächliche Gewinner der EU-Sanktionen gegen Russland steht jedoch deutlich sichtbar auf unzähligen Grossbaustellen in Georgien: China Railway Tunnel Group Co. Ltd. steht an der Baustelle zum Kvesheti-Kobi-Projekt, das die Fahr- und Transportzeiten durch den Kaukasus, ähnlich dem Gotthard-Basistunnel in den Alpen, dramatisch reduzieren wird.

An anderer Stelle zeigt die China Nuclear Industry Co. beim Strassenbau am georgischen Abschnitt der Autobahn E-60 selbstbewusst, welche Projekte sie verwirklicht. Nichts weist gleichzeitig auf die EU-Förderung hin: Die Instandsetzung und der Ausbau der E-60 werden mit Mitteln der Europäischen Investitionsbank (EIB) finanziert.

Die chinesischen Unternehmen präsentieren stolz ihr Kobi-Projekt von «23 km Beton-Asphalt-Strasse, zweispurig, 6 Brücken, 5 Tunnel, einer davon mit 9 km Länge». Wenige Kilometer davon entfernt wirbt in einem völlig überdimensionierten, wenig besuchten Zentrum die bundesdeutsche Kreditanstalt für Wiederaufbau – diese bezieht sich auf den Zweiten Weltkrieg – für sanften Tourismus und zeigt auf grossformatigen Plakaten glückliche Wanderer.

Wolfgang J. Hummel ist Jurist beim Berliner Senat und Oberfähnrich der Reserve. Er kennt die Ukraine und Russland aus beruflichen Zusammenhängen.

René Weller (1953–2023)
Daniel Dreifuss (1960–2023)



«Golden boy»: René Weller.

Die Fans liebten ihn, die Boulevardzeitungen hofierten ihm, und er bediente alle Klischees, die einem Boxer nachgesagt werden. «Er war ein Leichtgewicht, aber er hat die Fussspuren eines Giganten hinterlassen in der deutschen Boxgeschichte, er prägte die Ära des (west)deutschen Faustkampfes der 1970-er und 80-er Jahre», schrieb die *Süddeutsche Zeitung* über ihn.

René Weller, 1953 als Sohn eines Boxers in Pforzheim geboren, trat bereits mit zwölf Jahren dem örtlichen Boxklub bei. Er finanzierte sich mit dem Verkauf seiner Briefmarkensammlung den ersten Tiefschutz. Später lernte er den Beruf des Heizungsmonteurs. Doch seine Leidenschaft gehörte immer dem Boxen. So verschaffte er sich einen Platz in der deutschen Gesellschaft – allerdings einen flüchtigen. Man nannte ihn den «schönen René», «golden boy» und «Pforzheims Antwort auf Muhammad Ali»; der Amerikaner war Wellers Idol, seinen tänzelnden Kampfstil versuchte er zu imitieren.

Damit brachte es Weller weit. Fünfmal war er Deutschlands «Boxer des Jahres». 1976 qualifizierte er sich für die Olympischen Spiele. Als Profi war er einmal deutscher Meister und zweimal Europameister, er verlor nur einen seiner 55 Profikämpfe. Und Weller inszenierte sich als Aufsteiger. Für Fotos legte er sich auch schon mal halbnackt auf ein Motorrad. Immer braungebrannt, immer Goldkette

mit Boxhandschuh-Anhänger, die Föhnfrisur, der Schnauzbart – und attraktive Frauen an seiner Seite. Er nahm einen Boxer-Rap auf: «Endlich gib't wieder was zu schwärmen / Ich versprech euch, ich werd ihm die Ohren wärmen.»

Rückblickend wirken seine Auftritte wie aus der Zeit gefallen. Tatsächlich war Weller im falschen Moment am richtigen Ort. Das deutsche Profiboxen wurde erst nach seinem Rücktritt zum Medienereignis – mit Henry Maske, dem von RTL inszenierten «Gentleman-Boxer».

In dieser Zeit hatte Wellers Abstieg bereits eingesetzt. Wegen Kokainhandels und Hehlelei wurde er zu sieben Jahren Haft verurteilt – vier davon musste er absitzen, ehe er wegen guter Führung entlassen wurde.

Den Restglanz seines Ruhms versuchte er mit Auftritten in Reality-Shows wie «Big Brother» oder «Promi-Dinner» zu konservieren. Doch dann holten ihn die Spätfolgen seiner Karriere ein – in Form einer demenzartigen Krankheit. Seine Frau Maria Weller hielt die Medien derweil immer auf dem Laufenden: «Der Champ spricht kaum, lebt in seiner eigenen Welt», sagte sie Mitte April der *Bild*-Zeitung über den schon damals schlechten Zustands ihres Mannes: «Er liegt fast nur noch im Bett und erkennt mich meistens nicht mehr. Ich muss ihn füttern.» Es war ein unwürdiges Schauspiel. Eines, das Weller selber wohl nicht mehr mitbekam. Am 22. August ertönte sein letzter Gong. René Weller wurde 69 Jahre alt. *Thomas Renggli*

Kreuzlingen–New York–Zürich. Das ist die Kürzestwiedergabe der Lebensgeschichte von Daniel Dreifuss. Aufgewachsen auf dem Land. Dann der Versuch, in der Stadt den grossen Aufstieg zu machen. Geschafft hat er den Einstieg, er arbeitete etwa für Drexel Burnham Lambert, eine Wall-Street-Investmentbank.

1987, nach dem Börsenkrach, verlor er seine Stelle und kehrte zurück in die Schweiz, nach Zürich. Anstatt mit Geld handelte Daniel «The Comeback Kid» Dreifuss mit preisgünstigen Plastikuhren; in seinem besten Jahr verkaufte er 2,7 Millionen Stück.

Doch eigentlich wollte er etwas herstellen. Und was keiner für möglich gehalten hätte, wurde wahr – dass einer, der nicht Uhrmacher ist von Beruf und in Zürich sitzt, Uhren herstellen lassen kann, die zwar noch niemand kennt, die aber gleich viel kosten wie Modelle von IWC oder Omega.

Ein Erfolgsgrund war wohl der Name der Marke: Maurice de Mauriac. Dieser war eigentlich einem ehemaligen Geschäftspartner eingefallen, verwendet hatte er ihn aber nicht. Fehlten bloss noch gute Werke, die mit ihrer Unruhe die Uhren antreiben würden. Daniel schaffte es mit seiner Unruhe, die er als Lebens- und Schaffensantrieb einzusetzen wusste, den wichtigsten Mann der Industrie zu überzeugen – Nicolas Hayek lieferte Dreifuss genügend Valjoux-Werke (ETA 7751), dass er Maurice de Mauriac Ende der 1990er Jahre auf die Landkarte der Uhrenwelt setzen konnte.

Vergangene Woche ist Daniel Dreifuss gestorben, mit 63; seine beiden Söhne führen das Unternehmen seit einigen Jahren. Er hinterlässt seine Ehefrau, die Kunstmalerin Claudia Ginocchio, und eine Tochter. Sowie die Uhrenmarke, die weiterlebt. *Mark van Huisseling*

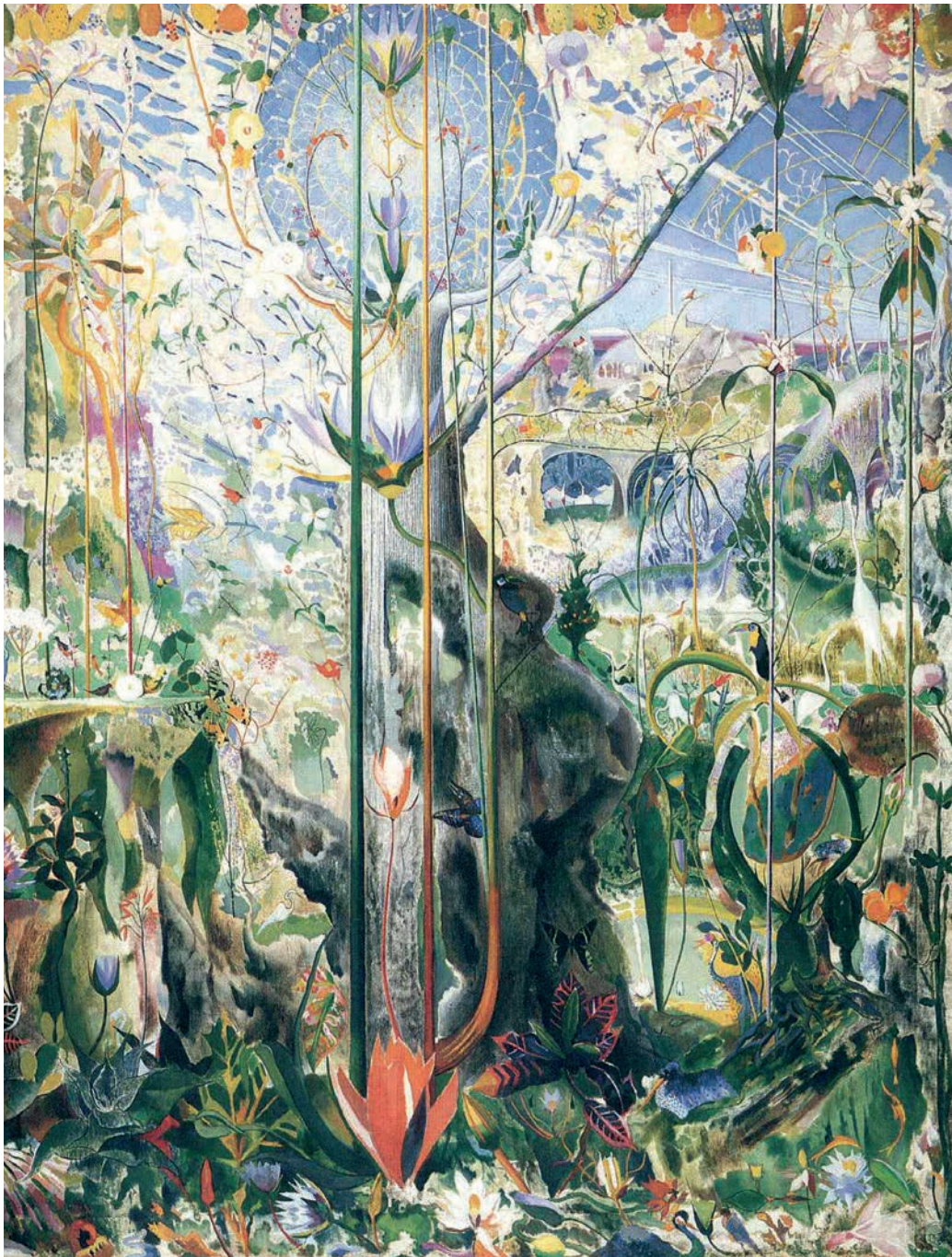


«Comeback Kid»: Daniel Dreifuss.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Wie Hip-Hop zur
weltweiten Supermacht
der Popkultur
aufgestiegen ist.
Mark van Huissing,
Seite 42



Es fehlte ihm am inneren Wasser.

Joseph Stella, *Tree of My Life*, 1919 – Er war jahrtausendlang des Menschen Bild der Welt und der kosmischen Ordnung: der Lebensbaum. Er wuchs im kollektiven Bewusstsein als Weltachse, er war das Zentrum der Existenz. Seine Wurzeln reichten tief in die Erde, bis in die Unterwelt, seine Wipfel ragten in den Himmel, er verband das Sein mit allen sicht- und unsichtbaren Dingen der Welt.

Einst stand er in der Mitte des Paradieses. Voller Früchte soll er gewesen sein, und wer von den Früchten ass, nährte sich mit Unsterblichkeit. Neben dem Baum des Lebens im Garten Eden stand jener der Erkenntnis von Gut und Böse, und die Geschichte des Menschen nahm ihren Lauf; Adam und Eva assen einen Apfel vom Baum der Erkenntnis und wurden daraufhin von Gott aus dem Garten Eden für immer vertrieben, damit kein Mensch «die Hand ausstreckt und auch vom Baum des Lebens nimmt und ewig lebt».

Es blieb den Menschen nichts anderes mehr übrig, als eigene, kleine Lebensbäume in das Stückchen Erde zu pflanzen, das ihnen gegeben ist, das sie ihr Leben lang durchqueren, das sie durchpflügen, in das sie ihren Baum pflanzen in der Hoffnung, dass seine Früchte ihr Leben und ihre Hoffnungen sättigen mögen.

Joseph Stellas' (1877–1946) Baum war lange ein entwurzelter, herausgerissen aus der süditalienischen, eingepflanzt in die New Yorker Erde. Er war karg und leblos, kein Baum, unter dessen Blätterdach er sich schützend stellen konnte. Es fehlte ihm am inneren Wasser, mit dem er seinen Baum hätte giesen können. Eines Morgens aber, als er leblos fast durch sein Leben trottete, befand er sich inmitten fröhlichen Gesangs und köstlicher Düfte ... von Vögeln und Blumen, die bereit waren, die Taufe seiner neuen Kunst zu feiern. Stella hatte seinen Lebensbaum gefunden, jenen blühenden Baum, der auf jeden Menschen, der die Hand ausstreckt, wie zu warten scheint; nah und weit zugleich. *Michael Bahnerth*

Eine Strassenprinzessin erobert die Welt

Der Aufstieg des Hip-Hop zur Popkultur-Supermacht: Eine Schöpfungsgeschichte von Rhythmus und Reim.

Mark van Huissing

Hip-Hop einen Aufhänger zu verpassen, ein Ereignis, das die Entwicklung von «einer neuen Kunstform zur Popkultur definierenden Supermacht» (*New York Times*, NYT) ausgelöst haben soll, wirkt ein wenig erzwungen und zufällig. Doch am 11. August 1973 mischte der amerikanisch-jamaikanische Musikproduzent Kool DJ Herc in einem Mietshaus an der Sedgwick Avenue 1520 in New York zwei Platten desselben Albums zu einem nahtlosen *breakbeat*, einer Schlagzeugabfolge. Das war's – und wird seither als Stunde null des Hip-Hops bezeichnet. Doch genauso gut hätte man den Augenblick, als erstmals jemand mittels eines Mikrofons über Musik ab Schallplatte rappte, also Reime sprach, zum Anfang der Zeitrechnung erklären können – was etwa DJ Hollywood schon vor mehr als fünfzig Jahren tat.

Wie berichtet man über ein Gebiet, das zu vielfältig und widersprüchlich ist für eine faden-gerade Beschreibung? Indem man sich dessen bedient, was man bei Hip-Hop-Künstlern gelernt hat: Man pickt das raus, was einem gefällt oder zumindest auffällt. Ohne Anspruch auf Vollständig- oder Endgültigkeit der Einordnung.

Gangsta-Rap

Am Anfang war die South Bronx, der New Yorker Stadtteil. In den Strassen und Klubs des Bezirks, wo die Armut der grossen Stadt anteilmässig am grössten war (ist) und zahlreiche schwarze Amerikaner und karibische Einwanderer leben, sowie in Queens, einem weiteren der insgesamt fünf Boroughs, begannen die Laufbahnen von Grandmaster Flash, Run-D.M.C., von LL Cool J und Salt 'n' Pepa oder Chuck D sowie Flavor Flav (aus dem nahen Long Island), die Public Enemy gründeten. Man kann die Hip-Hop- und Rap-Genesis natürlich auch poetischer wiedergeben. Black Thought, der Ober-Rapper der Gruppe The Roots, erzählt sie so: «Vor fünfzig Jahren wurde eine Strassenprinzessin geboren, sie sollte zur Ikone heranwachsen.»

Weiter zurück in der Schöpfungsgeschichte geht der Kritiker Wesley Morris. Hip-Hop sei

schon immer da gewesen, schreibt er in der NYT. Denn die Energie, die diese Kunst antreibe, sei die der schwarzen Amerikaner. Energie, die ihnen entrissen werde, seit die ersten Afrikaner vor Jahrhunderten in dieses Land verschleppt worden waren. Danach zieht er eine Linie von afrikanischen Trommeln über Spiritual, Ragtime, Jazz, Gospel und Blues weiter zu R 'n' B (Rhythm and Blues), Folk, Rock 'n' Roll, Funk, Disco, New Wave bis Housemusic. «Oder einfach Soulmusik. Und die Energie lässt nie nach, sondern geht von einem Gastgeber zum nächsten über.»

Tatsächlich ist Hip-Hop Musik von mehrheitlich schwarzem Erbe. Was nicht heisst, dass man schwarz sein muss, um sie zu hören. Und auch nicht zwingend, um sie zu produzieren oder zu interpretieren – der bestverkaufte Rapper aller Zeiten ist ein Weisser, Marshall Mathers

Der bestverkaufte Rapper aller Zeiten ist ein Weisser, Marshall Mathers III, berühmt als Eminem.

III, berühmt als Eminem. (Und der zweitbeste, Aubrey Drake Graham, bekannt als Drake, ein Kanadier, ein schwarzer immerhin.)

Als Nächstes drängten südkalifornische Rapper auf die Landkarte. Eazy-E und Ice Cube gründeten 1986 mit dem Rapper/DJ Dr. Dre (und weiteren Musikern) die Band N.W.A (Niggaz Wit Attitudes). Von ihrem zwei Jahre später veröffentlichten Album «Straight Outta Compton», eine Ehrerbietung an den Vorort von Los Angeles, wo sie lebten, wurden über drei Millionen Stück verkauft; die meisten allerdings erst ab 2015, nach Erscheinen des Films gleichen Namens.

Doch wichtiger als die Platzierung in den Hitparaden war das Konzept des Albums mit Songs wie «Fuck Tha Police» oder «Dope-man» – es war massgeblich beteiligt an der Verbreitung des Gangsta-Raps sowie der Wahrnehmung des Westcoast-Hip-Hops als Gegengewicht zum Werk der Ostküsten-Rapgrößen. Ab der zweiten Hälfte der 1990er Jahre



Beef gehört dazu: Grammy Awards 2023.

entwickelte sich Atlanta im Südstaat Georgia zu einer wichtigen Hip-Hop-Stadt, wo neben Gangsta-Rap auch andere Subgenres entstanden (etwa die Stilrichtung Trap).

Wer Gangsta-Rap sagt, muss über Christopher Wallace, genannt The Notorious B.I.G. oder Biggie, sprechen. Sowie über Tupac Shakur oder 2Pac. Biggie, geboren 1972 in Brooklyn, New York, war einer der erfolgreichsten Rapper überhaupt. Trotz des Umstands, dass (oder obwohl) seine Musik dem aggressiven, düsteren Hardcore-Genre zugerechnet wird und dass (oder obwohl) der Künstler als junger Mann Drogenhändler war. 2Pac, geboren ein Jahr vor Biggie, vergleichbar erfolgreich und New Yorker ebenfalls, aufgewachsen in East Harlem, aber sozialisiert in Baltimore sowie der Gegend von San Francisco, war zwar auch arm. Er lernte aber als Sohn einer alleinerziehenden Bürgerrechtlerin früh, dass Bildung ein besseres und sichereres Leben ermöglicht als Kriminalität. Mit Verbrechen in Verbindung kam er dennoch, sobald er in Oakland als Roadie, Tänzer und, später, Rapper zu arbeiten begann.

Eine Zeitlang waren die beiden Freunde. Bis es zu *beef* kam, wie man Streit in diesen Kreisen nennt. 1994 wurde 2Pac angeschossen – und behauptete fortan, Biggie habe den Attentäter angestiftet. 1996 schliesslich starb 2Pac in den Strassen von Las Vegas, erschossen nach dem Besuch eines Mike-Tyson-Boxkampfes in seinem an einer Ampel wartenden Auto, er war 25. Nur wenige Monate später endete Biggies Leben



unter ähnlichen Umständen – in Los Angeles, en route zu einer Party in den Hollywood Hills.

Opioide statt Dom P

Die beiden Gewalttaten des East-Coast-West-Coast-Streits – beide Fälle gelten als ungelöst, verurteilt wurde bis heute niemand – stellen Tiefpunkte dar. Und führten zu der höchsten Zahl strenger Urteile über die Hip-Hop-Kultur in der breiten Öffentlichkeit. Sie als Ausreisser darzustellen, wäre aber falsch, leider. *Beef*, Streit, und Blutvergiessen in der Folge gehören zum Hip-Hop wie Texte, in denen Frauen geringgeschätzt und Luxuskonsum sowie Angriffe auf Polizisten und/oder andere Rapper verherrlicht werden.

Die Ausgabe des *NYT Magazine*, in der es ausschliesslich um das Fünfzig-Jahr-Jubiläum geht, bringt einen Beitrag mit der Überschrift «Wir gedenken der Rapper, die wir verloren haben». Und erzählt von über 63 Künstlern, «die zu früh gingen» (von DJ Scott La Rock, 1987 mit 25 erschossen, bis zu Trugoy the Dove, im Januar 2023 mit 54 an Herzversagen gestorben). Tote weisse Männer kommen ebenfalls vor (Adam «MCA» Yauch von den Beastie Boys oder Malcolm «Mac Miller» McCormick) sowie schwarze Frauen (darunter Lisa «Left Eye» Lopes).

Die Schlussfolgerung, als Rapper oder Rapperin lebe man gefährlich, trifft zu. Noch zutreffender ist der Umkehrschluss: Wer gefährlich lebt und einen frühen, vielleicht gewaltsamen Tod in Kauf nimmt, rappt, denn er/sie sammelte schon mal Erfahrungen, an denen man sich dann

künstlerisch abarbeiten kann. Das kreative Ergebnis, eine Mischung aus «Hab Spass, solange du noch kannst» und Nihilismus, stellt ziemlich genau den Inhalt dar, den viele Heranwachsende suchen (und Eltern vor ihnen verstecken möchten). Was Teil der Erklärung ist, weshalb die Ausstrahlung und Zugkraft von Hip-Hop auch nach fünfzig Jahren ungebrochen ist.

Doch Hip-Hop ist mehr als *raps*, Reime, und *beats*, Takt. Damit aus der Musikstilrichtung eine die Popkultur definierende Supermacht werden konnte, brauchte es Begleitumstände. Solche prägen das Lebensgefühl der Hörerinnen und Hörer ähnlich wie die Musik an sich – Kleidung, Accessoires, Sprache, Haltung oder, kurz und fremdwörtlich: «Kodexe».

Alle Rapper und DJs aufzuzählen, die eigene Modelinien haben oder Kooperationen mit Marken eingehen, dafür fehlt hier der Platz. Herausragend ist, oder war, Kanye West, der aus dem Raster gefallen ist wegen Beleidigung

Wie die Männer im Allgemeinen befinden sich auch die Top-Rapper in einer Krise.

von Schwarzen, Juden und wer ihm sonst noch in den Sinn kam; sowie Pharrell Williams, seit diesem Jahr Kreativchef der Männerlinie von Louis Vuitton. Über Schmuck, genannt *bling*, gibt es unter anderem den kiloschweren 390-seitigen Bildband «Ice Cold. A Hip Hop

Jewelry History». Der Rapper-Slang wird von Akademikern in Seminaren untersucht; die *attitude*, Haltung, ist ebenfalls ein eigenes Feld, ein weites.

Aber *all's not well* auf dem Planeten Hip-Hop. Wie die Männer im Allgemeinen befinden sich auch die (amerikanischen) Top-Rapper in einer Krise: «Verwirrt und überfordert von all den neuauftauchten Idealen, die sie verkörpern sollen», kommentiert eine NYT-Schreiberin die ungemütliche Lage. Und nennt zwecks Beweisführung unter anderem die Häufung von Psychopharmaka-Marken-Erwähnungen in Songtexten. Ging's früher um «*money, cash, hoes*» (Geld, Bargeld, Nutten; Jay-Z mit DMX) und Dom P (érignon, ein Champagner), Louis Vuitton, Maybachs (teuerste Mercedes-Automodelle), reimen angesagte Rapper heute über Percs (Percocet), Oxys (Oxycodon) und Xans (Xanax), Opiode respektive Benzodiazepine, süchtig machende, schmerzstillende beziehungsweise angstlösende Medikamente. Zusammengefasst: depressiv und paranoid. Unter dem Malaise der Männer leidet auch die Kunstform.

Die möglicherweise gute Nachricht: Wenn sich einige Alpha-Männchen weniger aufplustern, entsteht Platz für *diversity*, Vielfalt. Statt nur schwarze Männer besetzen seit einigen Jahren auch braune (Latinos wie etwa Bad Bunny) oder regenbogenfarbene (Homo- oder Bisexuelle wie Frank Ocean, Lil Nas X) Rapper Spitzenplätze bei den Verkaufszahlen. Und natürlich Frauen – «sie haben den ganzen Spass», urteilt die NYT. Überschrift des Essays: «Die Zukunft des Hip-Hops ist weiblich».

Drei Mal in die Füsse geschossen

Was möglicherweise nicht ganz stimmt, aber bestimmt die gegenwärtig vorherrschende Meinung in einem grossen Teil der Medien sowie einem kleineren Teil der Gesellschaft abbildet. Bestverkaufende Rapperinnen und weibliche R-²n²-B-Stars sind allerdings keine neusten Nachrichten (siehe Missy Elliott, Lauryn Hill, Mary J. Blige, Rihanna etc.). Doch im Augenblick ist die Beachtung von Cardi B, Nicki Minaj, Doja Cat oder Megan Thee Stallion wirklich hoch, wenn auch teilweise höher als die Verkaufszahlen (Ausnahme: Megan Thee Stallion).

Jüngst wurde Tory Lanez, ein kanadischer Rapper und ehemaliger One-Night-Stand – oder mehrmaliger Liebhaber – der «Hengstin» zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Weil er ihr wegen *beef*, eines Streits über die Karriere und die Beziehung, in die Füsse geschossen hatte, gleich drei Mal – die Namen sowie Geschlechter ändern sich, die Geschichte wiederholt sich.

Oder mit anderen Worten: Hip-Hop ist fünfzig und somit irgendwie alt geworden, aber noch lange nicht reif.



Zurück zur Ursuppe: Autorin von Rönne.

So aber nicht!

Sylvie-Sophie Schindler

Ronja von Rönne: *Trotz*.
DTV. 112 S., Fr. 24.90

Es liegt nah, allen, die den Texten von Ronja von Rönne eher abgeneigt sind, ihr aktuelles Buch dringend zu empfehlen, also quasi, um ihnen die Möglichkeit zum Trotz zu geben. Wie es eben so ist. Wenn man sich umhört, gibt es kaum jemanden, der begeistert ist von den Talks mit Markus Lanz, trotzdem schalten die Leute permanent ein. Könnte sein, weil sie sich von ihrem eigenen Genervtsein nicht abhalten lassen wollen. Von Kleidergrösse 44 lässt sich auch die passionierte Kuchenesserin nicht ausbremsen, von seinem immensen CO₂-Fussabdruck der viel-fliegende Umweltaktivist nicht beeindruckt. Die vielen Widersprüche des Menschen sind wohl auch so zu erklären: Es regiert der Trotz.

Ronja von Rönne denkt in ihrem Essay darüber nach, was es wohl damit auf sich hat, und fordert, es sei an der Zeit, den Trotz aus seinem «pubertären Image» zu befreien. Sie probiert es wenigstens mal und findet gute Argumente für das «So aber nicht». Erst einmal geht es dabei zurück zur Ursuppe. Am Anfang war das Wort, wie es im Johannes-Evangelium heisst, aber vielleicht ist auch wahr, dass ohne Trotz gar nichts begonnen hätte.

Grossvaters Widerstandsgeist

Schnoddrig-verspielt, also typisch für sie, mutmasst von Rönne, bereits Gott sei trotzig gewesen, Adam allerdings so gar nicht, aber Eva auf jeden Fall, als «erste aller vernünftigen Frauen». Schliesslich habe sie sich den Apfel nicht verbieten lassen wollen, auf das Gezische der Schlange keine Lust mehr gehabt, und weil sie «von Verboten eh nichts hielt, reagierte sie nicht, wie Gott das geplant hatte, mit blindem Gehorsam, sondern mit einem Gefühl, das gerade für Frauen bis heute nicht vorgesehen ist: Trotz». Also gut. Ab jetzt könnte es, warum nicht, fe-

ministisch werden. Andererseits ist die 31-Jährige doch gerade dadurch bekanntgeworden, dass sie gegen den Feminismus ätzte. Obwohl es, ebenso bekannt, eigentlich nicht so gemeint war. Der Trotz und die Frauen. Schnell kommt Rosa Parks ins Spiel, die afroamerikanische Schneiderin, die sich weigerte, ihren Sitzplatz im Bus für einen weissen Fahrgast zu räumen. Das taten bereits andere Frauen vor ihr, aber erst ihr entschiedenes Nein führte

Schnoddrig-verspielt, also typisch für sie, mutmasst von Rönne, bereits Gott sei trotzig gewesen.

dazu, Entscheidendes in Bewegung zu bringen; die Trennung nach Hautfarbe in öffentlichen Verkehrsmitteln wurde schliesslich für verfassungswidrig erklärt.

Von Rönne konstatiert, man könne nicht wissen, warum Parks sich widersetzt habe, dennoch müsse Trotz dabei die entscheidende Rolle gespielt haben. Dass die berühmte Bürgerrechtsaktivistin vom Widerstandsgeist ihres Grossvaters geprägt war und dass sie sich vor ihrem Busprotest bereits seit zwölf Jahren für die Opfer von Rassismus engagiert hatte, lässt sie dabei unter den Tisch fallen. So geht es immerfort, alles wird dem Trotz untergeordnet, egal, ob es stimmt oder nicht.

Man mag für diese Art von Betriebsblindheit Verständnis haben, man erkennt, hier hat jemand eine Mission. Oder vielleicht ist es lediglich Verliebtheit in eine Idee. Und sowieso, wer kann schon sagen, wer was warum tut. Die eindimensionale Beweisführung ist manchmal egal, manchmal inspirierend, manchmal ärgerlich. Dass Trotz der Motor gewesen sein soll für im Grunde die ganze Menschheitsgeschichte, von der Gründung der Zivilisation bis hin zur Erbauung des James-Webb-Teleskops, ist eher etwas für Romantiker.

In das dünne Bändchen sind alle zeitgemässen Ideologien hineingepackt. Von Rönne macht immer wieder klar, wo sie steht: CDU und Klimakritiker sind ihr ein Gräuel. Der Bezug zum Trotz bleibt aber allen gemein, egal, ob binär oder nonbinär, er ist das, was die Menschen zusammenhält. Vieles wird im Plauderton erzählt und hat dadurch oberflächliche, bisweilen auch erfrischende Strecken. Das Philosophische kommt meist unerwartet: «Doch was passiert eigentlich in der Sekunde, in der wir uns dem trotzigen Geist hingeben und uns entscheiden, trotz allem weiterzumachen?»

Im dritten Kapitel, in dem von Rönne in eine sehr persönliche und berührende Auseinandersetzung mit ihrem Trotz geht, der oft auch Selbstsabotage ist, zeigt sich überraschend: «Trotz» ist, so absurd es klingen mag, auch ein zärtliches Buch.

Wie wir wohl morgen leben?

Walter Hollstein

Vince Ebert: Lichtblick statt Blackout.
DTV. 224 S., Fr. 24.90

Rutger Bregman: Utopien für Realisten.
Rowohlt. 304 S., Fr. 15.90

Jeremy Rifkin: Das Zeitalter der Resilienz.
Campus. 360 S., Fr. 47.90

Christoph Menke: Theorie der Befreiung.
Suhrkamp. 720 S., Fr. 51.90

Boris Palmer: Erst die Fakten, dann die Moral.
Siedler. 240 S., Fr. 31.90

Die Welt befindet sich seit Jahren im Katastrophenmodus. Dauerhaft und ohne Unterbrechung. Dass daher immer mehr Menschen skeptisch in die Zukunft schauen, ist wenig erstaunlich. Das zeigt auch eine Studie der BAT-Stiftung für Zukunftsfragen: Zwei Drittel der Befragten glauben nicht einmal mehr an die Zu-

ganz so pessimistisch. Sein Ansatz und seine Perspektive sind eher bescheiden und wohl darum auch praktikabler als radikale Veränderungsszenarien: «Wer glaubt, die ganze Welt retten zu müssen, der wird sich übernehmen. Aber es gibt Ideen, um sie Stückchen für Stückchen besser zu machen.» Dazu liefert Ebert viele Beispiele wie Fleischproduktion, ohne dass Tiere geschlachtet werden müssen, die Züchtung Klima-resilienter Getreidesorten oder die französische Erfindung eines umweltkompatiblen Kernfusionsreaktors. Putins Invasion in die Ukraine habe gezeigt, wie einseitig und naiv wir uns auf das Klimathema fixiert hätten, statt Weltpolitik, Frieden und Sicherheit mit zu bedenken. Das Buch liest sich gut, und es regt zur eigenen Kreativität an.

«Freiheit? Nichts brauchen wir mehr»

Der niederländische Historiker und Journalist Rutger Bregman geht hingegen den ganz radikalen Weg; er will die totale Veränderung, und zwar sofort: die Fünfzehn-Stunden-Woche, offene Grenzen, das bedingungslose Grundeinkommen. Eine solche Veränderungsdürfte wohl schon daran scheitern, dass sie die Menschen schlicht und einfach überfordert. Breg-

Korsett des Gewohnten bleiben, als sich den Gefahren des Neuen auszusetzen. Dergleichen reflektiert Bregman nicht einmal ansatzweise.

Jeremy Rifkin ist einer der Grossdenker der Epoche. In seinem neuen Buch attackiert er unser Verständnis von Natur und Welt. Er verlangt einen Paradigmenwechsel: Die Natur solle nicht mehr als Rohstoffquelle betrachtet werden, die ausgebeutet werden kann und muss, sondern als Kraftort, den wir respektieren und schätzen, weil wir in unserem Überleben von ihm abhängig sind. Das ist unzweifelhaft ein vernünftiger Gedanke; doch er ist alles andere als neu, und was Rifkin als Material vorlegt, ist ebenfalls schon vielfach ausgebreitet worden – nicht zuletzt von ihm selbst.

Biblich argumentiert der Frankfurter Philosoph Christoph Menke. Gleich zu Beginn seiner 700 Seiten starken Untersuchung konstatiert er: «Wir leben in einer Zeit gescheiterter Befreiungen.» Gescheitert sei Befreiung im Laufe unserer Geschichte, weil sie stets in neuer «Abhängigkeit und Knechtschaft» endete. Das Musterbeispiel: Sozialismus und Kommunismus im 20. Jahrhundert. Befreiung könne nur gelingen, wenn sie unsere sozialen Gewohnheiten zu verändern in der Lage sei. Wie das geschehen soll, wird nicht ausgeführt. Zudem muss auch diesem Grundgedanken skeptisch begegnet werden. Anthropologie und Soziologie haben immer wieder aufgezeigt, dass Gewohnheiten für den Menschen existenziell sind, weil sie das Leben des Einzelnen stabilisieren und entlasten und zudem der Gesellschaft ihre Kohärenz erhalten. Recht hat Menke sicher, wenn er schreibt: «Freiheit ist nichts Gegebenes, sondern Freiheit ist immer erst im Entstehen, immer neu hervorbringen.»

Vielleicht wäre es bei diesem Thema angezeigt, sich etwas zu bescheiden und sich statt der grossen Entwürfe und Theorien eher behutsam der sozialen Wirklichkeit anzunehmen. Der Tübinger Oberbürgermeister und ehemalige Politiker der deutschen Grünen gibt dazu das Motto aus: «Erst die Fakten, dann die Moral». Politik beginne nämlich allzu oft gerade nicht mit dem Betrachten der Wirklichkeit, sondern schlicht mit einer Wunschvorstellung. Palmer greift dabei viele Problembereiche auf und Tabus an: Luftreinhaltung, Energiewende und wie diese von «progressiven» Bürgerbewegungen behindert wird, unsinnige Bauprojekte wie Stuttgart 21, Wasserschutz, Sicherheit und nationale Grenzen. Palmer scheut sich dabei auch nicht, liebste Kinder der Grünen anzugreifen, etwa die Empörungskultur und Identitätspolitik. Letztere trage in besonderem Masse dazu bei, von wirklichen Problemen abzulenken, «indem sie vorhandene Konflikte in ein Deutungsschema presst, das Menschen gegeneinander aufbringt». Derzeit ist das sicher eine sehr mutige Feststellung eines mutigen, wenn auch kontroversen Politikers.



Politik beginnt oft mit einer Wunschvorstellung: Zukunftsvision von 1959.

kunft der Zukunft. Galt sie noch vor zwei Jahrzehnten als gestaltbar, wird sie heute vor allem als Schicksal gesehen. Die erhoffte zivilisatorische Bewegung zur grossen friedlichen Weltgesellschaft, wie sie etwa der Münchner Soziologe Ulrich Beck skizzierte, sieht niemand mehr so recht. Sinn- und lebensstiftende Entwürfe sind Vergangenheit.

Vince Ebert, Physiker und Kabarettist, schon seit Monaten auf den Bestsellerlisten, ist nicht

mans Denken ist gut gemeint, aber sehr einfach gestrickt. «Freiheit? Nichts brauchen wir mehr.» Aber es gibt genug philosophische und psychologische Überlegungen, dass dem nicht so ist. Erich Fromm hat schon vor langer Zeit auf das Doppelgesicht der Freiheit hingewiesen; Freiheit ist immer auch eine anstrengende Herausforderung und vor allem auch eine Bedrohung der eigenen Sicherheit. Insofern ist es menschlich verständlich, wenn viele lieber in einem



„Vielleicht hätten wir doch nicht den Fernseher abschaffen dürfen ...“

Fernsehen

Krone der Langweile

Wolfgang Koydl

Talkshows: ARD und ZDF

Besonders spritzig ist das Programm von ARD und ZDF ohnehin nicht. Aber einem Genre gebührt die Krone der Langweile: der Talkshow. Ob bei Lanz, Will, Illner, Maischberger oder «Hart, aber fair»: Wenn immer dieselben Gäste immer dieselben Dinge sagen, die sie auch sonst sagen, hält sich der Erkenntnisgewinn für den Zuschauer in Grenzen.

Inzwischen scheint immerhin diese Erkenntnis beim Zuschauer angekommen zu sein. Die Einschaltquoten für die Plauderrunden befinden sich seit Jahren im Sinkflug, nachdem sie sich in den Jahren der Corona-Pandemie ein wenig erholt hatten. Doch nun, da man nicht mehr daheim eingesperrt ist, locken Alternativen. Selbst die Speisekarte des Pizzaliefersdienstes ist spannender.

Anne Will, der halbstaatlichen Grande Dame der Talkshows, schauen jeweils nur noch zwei Millionen Menschen zu. Vor zwei Jahren waren es noch doppelt so viele. Ähnlich verhält es sich mit den anderen Formaten, wobei es «Hart, aber fair» besonders hart und unfair getroffen hat: Der neue Moderator Louis Klamroth konnte nicht an die Popularität seines Vorgängers Frank Plasberg anknüpfen.

Dabei sollte er gerade jüngere Zuschauer anlocken, doch die meiden die Talkshows wie die Pest. Die für Werber relevante Altersgruppe zwischen achtzehn und 45 hat Besseres zu tun, als einer Gruppe von Menschen zu lauschen, die sich einig sind. Ausser sie fallen wie ein Wolfsrudel über ein Opfer her, das eine andere Meinung vertritt.

Wenn Quoten die Messlatte für den Erfolg sind, dann sollten ARD und ZDF die Konsequenzen ziehen. Wer braucht Talkshows?

Film

Die fast perfekte Illusion

Wolfram Knorr

Golda (GB 2023) von Guy Nattiv.
Mit Helen Mirren, Camille Cottin,
Rami Heuberger, Liev Schreiber

Dank der Maskenbildnerei ist Helen Mirren als legendäre erste Ministerpräsidentin Israels von 1969 bis 1974, Golda Meir, fast nicht wiederzuerkennen. Ein Biopic ist «Golda» nicht, sondern ein Kammerspiel über ihre dunkelste Zeit, den dreiwöchigen Jom-Kippur-Krieg, der 1973 am höchsten jüdischen Feiertag begann und das jüdische Volk kalt erwischte. Dass die Nachbarstaaten Syrien und Ägypten sich diesen Tag für ihre Invasion ausgesucht hatten, ohne dass Israels Geheimdienst und Militär etwas ahnten, ist der Stoff, den «Golda» zum Psycho-Clinch hochkocht. Guy Nattiv (Regie) und Nicholas Martin (Buch) vertreten die These, nicht Meir sei dafür zur Verantwortung zu ziehen, sondern der Verteidigungsminister Mosche Dayan (Rami Heuberger), der sich noch auf den Lorbeeren des Sechstagekriegs ausruhte, und der Mossad-Chef Zvi Zamir (Rotem Keinan), der es versäumt habe, Ägypten auszuhorchen.

Für den Film spielt dies keine Rolle. Hier geht es um eine Frau, die sich in einer hochgradig gefährlichen Situation gegen eine Männergesellschaft als Verantwortliche behaupten muss. Das wahre Schlachtfeld ist Golda, eine raue, in die Jahre gekommene Dame, Kettenraucherin, die immer wieder zur Krebstherapie muss, den vollen Aschenbecher auf die Tischplatte knallt und mit ihren Militärs Zoff hat. «Ich bin Politikerin, keine Soldatin!»

Die Filmhandlung spielt ein Jahr später, 1974, als sie sich vor einer Kommission zur Klärung der Fehler und Versäumnisse im Jom-Kippur-Krieg verantworten musste, und springt

Helen Mirren ist eine Mimen-Kampfnatur, die schon immer gewagte Rollen liebte.

immer wieder zurück in den Krieg und zum Treffen mit Henry Kissinger (Liev Schreiber), von dem sie dringend Waffen fordert.

In der dramaturgischen Architektur erinnert «Golda» an Christopher Nolans «Oppenheimer», auch wenn Regisseur Guy Nattiv alle Elemente, von den Dokus über die knappen fiktiven Action-Bilder des Kriegs bis zu den wilden Auseinandersetzungen der Verantwortungsträger in den verwinkelten, kalten Räumen des Krisenstabs, allein auf Golda Meir konzentriert, die fast unter dem



Höllenfahrt in einen Polit-Abgrund: Helen Mirren als Golda Meir.

(Verantwortungs-)Gewicht zusammenbricht. Nur mit ihrer Assistentin Lou Kaddar (Camille Cottin) findet sie Entspannung. In einer Szene, in der Lou ihrer Chefin in der Badewanne behutsam das dünner werdende Haar bürstet, wird die seelische Zerbrechlichkeit der Frau fast greifbar.

«Jewfacing!»

Helen Mirren, eine Mimen-Kampfnatur, die schon immer gewagte Rollen liebte («The Queen»), verfügt als Golda auch über ironische Töne, etwa wenn sie Kissinger mit einer deftigen Portion Borschtsch aus der Reserve lockt. Mit der unvermeidlichen Zigarette zwischen den Fingern, dem misstrauisch-verzweifelten Blick, der Faltenlandschaft ihres Gesichts wirkt Golda zuweilen wie auf einer Höllenfahrt in einen Polit-Abgrund.

Man ist fasziniert und fragt sich zugleich: Wovon eigentlich? Von ihrer Maske oder ihrer virtuoson Mimik? Zuweilen wirkt die Maskerade wie der Versuch, das ganze Selbst von Meir auf die Leinwand wuchten zu wollen. Doch Guy Nattiv macht den Fehler, im letzten Drittel dann doch die echte Golda Meir zu zeigen – was die Maske als solche kenntlich macht und die Wirkung verpuffen lässt. Man kann sich fragen, ob die Make-up-Perfektion nötig ist. 1977 spielte Anne Bancroft am Broadway Golda Meir, und 1982 wurde sie von Ingrid Bergman im TV-Film «A Woman Called Golda» verkörpert. In beiden



Fällen waren die Darstellerinnen erkennbar, aber dank ihres Spiels mit der Figur völlig identisch. Die Illusion war in beiden Fällen perfekt.

Aber Helen Mirren geriet nun aus anderen Gründen unter Beschuss: Britische Aktivisten warfen ihr «Jewfacing» – in Analogie zum Blackfacing – vor! Helen Mirren ist keine Jüdin, aus identitätspolitischer Sicht also eine Anmassung! Ein Kollege von Mirren (die übrigens 2015 den jüdischen Filmpreis erhalten hatte) nannte es einen makabren Albtraum, wenn beim Casting für jüdische Rollen ein jüdischer Pass vorgelegt werden müsse. Der «Wokeismus» ist nichts als Irrsinn.

Social Media

Maximal gebaerbockt

Milosz Matuschek

Aussenministerin Parody Annalena Baerbock: @baerbockpress auf X (Twitter)

«Da ich letztens ein paar Tropfen Kerosin zu viel verschleudert habe, war ich heute mit dem Fahrrad unterwegs. Meine Klimabilanz ist wieder neutral», liess kürzlich der Parodie-Account von Annalena Baerbock seine fast 70 000 Follower auf Twitter wissen. Dann folgte ein grünes Herzchen. Kurz zuvor hatte der Regierungsfieger der Aussenministerin zweimal achtzig Tonnen Kerosin ablassen müssen, um sicher landen zu können. Die Reise nach Neuseeland und Fidschi wurde abgesagt. Wer den Schaden hat, muss für den Spott nicht mehr sorgen: Baerbock ist inzwischen fest im humoristischen Shitstorm-Loop gefangen. Sie ist eine echte Bereicherung für die deutsche Comedy-Szene.

Bei Annalena Baerbock läuft die grösste Selbstentlarvung, die man sich bei einer Politikerin vorstellen kann. Nach dem Hype folgte der Absturz: Erst Heiligensprechung in den Medien von *Spiegel*, *Stern* bis «Tagesschau», dann kamen ein ghostgewrittenes Buch, etwas millennial-

Gegen Parodie und Komik ist kein Kraut gewachsen. Das macht Satire so mächtig.

hafte Lebenslaufpolitik, die Kriegserklärung an Russland, ein paar 360-Grad-Pirouetten nebst täglicher Wortschöpfungsakrobatik bei der Umsetzung feministischer Aussenpolitik, die niemand versteht, geschweige denn ernst nimmt. Sie liefert Waffen an Kriegsgebiete, verachtet Wähler und Volk, lässt Julian Assange versauern und bekommt kaum etwas zur Nord-Stream-Sprengung heraus, meint aber, die Sympathien aller Welt seien ihr auf ewig sicher.

Baerbock ist ein PR-Gewächs, welches ausserhalb des künstlichen Gewächshauses, in welchem sie grossgezogen wurde, kaum bestehen kann, egal, wie viel sie an Steuergeldern für Kommunikationsexperten, Visagistin oder Coiffeuse ausgibt. Die Aussenministerin, die Gefahren von Deutschland fernzuhalten einst gelobt hat, ist selbst zu einer Gefahr geworden, mit Fettnäpfchen-Bingo in Dauerschleife. Besonders Kopfzerbrechen bereitet ihr der Satirekanal @baerbockpress bei Twitter, den sie bereits löschen zu lassen versucht hatte. Ohne Erfolg. Da die Mainstream-Medien sie schonen, wird Parodie zum letztmöglichen Ventil, wen wundert es? Die Parodie steht ihr so gut, dass beide Figuren, der Parodie-Account auf Twitter



Fettnäpfchen-Bingo: Politikerin Baerbock.

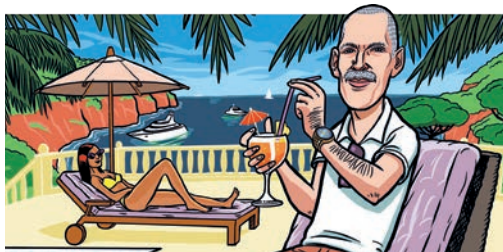
sowie die Bundesausserministerin, inzwischen miteinander verschmolzen sind. Baerbock ist ein Meme geworden, ein kulturelles Artefakt, welches nur noch im Mantel des Unsinn Sinn produziert.

Ritterschlag für Spass

Gegen Parodie und Komik ist kein Kraut gewachsen. Das macht Satire so mächtig. Gelächter und Autorität gehen ungerne Hand in Hand. Es gibt zudem den Point of no Return, ab welchem die Verballhornung die Realität besser beschreibt und somit die Deutung über diese übernimmt. Alles, was Baerbock jetzt noch produziert, kann nur noch in der Metasprache von Parodie, Memes und Satire überhaupt erträglich konsumiert werden. Jede Bemühung, ihr Image noch irgendwie zu retten, kann sich nur noch in mehr tragischer Komik entladen.

«Komik entsteht, wo Würde misslingt», das wusste schon Loriot. Der Ritterschlag für Spass erfolgt dadurch, dass er ernster genommen werden muss als die Realität. Deutsche Aussenpolitik nimmt derzeit niemand mehr ernst. Baerbock ist unvermittelbar für diplomatische Aufgaben, sie ist eine echte Witzfigur auf der internationalen Bühne, vertritt dort eine der grössten Industrienationen der Welt auf Absturzkurs. Das ist die Tragik der Situation. Einst hiessen deutsche Aussenminister Brandt oder Genscher, sie wurden geachtet und ernst genommen, ihr Wort hatte Gewicht. Auch «Santalenas» Wort hat Gewicht: Die ganze Welt wartet auf den nächsten unfreiwilligen Witz.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Ich, eher unwichtig Mark van Huissing

Passend zu *back to work*, zurück an den Arbeitsplatz (Redaktionsschluss dieser Spalte war vor neun Tagen): 19 Prozent aller Befragten empfinden ihre Erwerbstätigkeit nie oder selten als sinnvoll, verrichten also Bullshit-Jobs (Quelle: Simon Walo, Soziologe der Universität Zürich, er untersuchte ältere Befragungsergebnisse aus Amerika und zog neue sowie weitere Schlüsse daraus). Es sei davon auszugehen, dass dies in der Schweiz nicht grundlegend anders ist, stand in den Tamedia-Zeitungen. Mit Bullshit-Jobs (BS-Jobs) sind bezahlte Tätigkeiten gemeint, die als sinnlos empfunden werden, weil sie Ausführenden nicht das Gefühl vermitteln, einen positiven Beitrag zur Gesellschaft und/oder nützliche Arbeit zu leisten; der amerikanische Forscher David Graeber prägte den Begriff in einem Artikel von 2013.

Anthropologe Graeber fand zur Hauptsache fünf Mitarbeiterkategorien, die Bullshit-Jobs verrichten. Darunter sogenannte Kästchenankreuzer (*box tickers*), sie sind mit der Dokumentation von Arbeit beschäftigt. Ich hatte kürzlich mit einer Vertreterin dieser Kategorie zu tun, im Zusammenhang mit meiner Freistellung vom deutschen Steuerabzug nach Paragraph 50a, Absatz eins des Einkommenssteuergesetzes aufgrund des Doppelbesteuerungsabkommens. Zehn Monate nach Antragseinschreibung (und nach vielen Formularen mit vielen Kästchen, die eine Verlagsmitarbeiterin in meiner Sache ankreuzte) stellte mich das Bonner Bundeszentralamt frei – für die kommenden zwei Jahre (was die Vergangenheit und Erstattung meiner zurückbehaltenen Steuer angeht, muss die Kästchenankreuzerin nochmals ans Bullshit-Werk).

Falls Sie jetzt denken: «Typisch Verwaltung» – jüngst sass ich neben zwei Mitarbeitern einer Private-Equity-Firma (Finanzgeschäfte mit privat gehaltenen Unternehmen). Die beiden mittelalten Männer sprachen während des ganzen Mittagessens über «Onboarding», der Begriff steht in diesem Fall für die Investorenaufnahme ihres Privatwirtschafts-Arbeitgebers. Was gut tönt, aber zur Hauptsache aus, Sie ahnen es schon, dem Ankreuzen von Kästchen besteht. Überdurchschnittlich viele BS-Jobs gibt's, auch das ahnen Sie wohl, in Finanz- und Verkaufsberufen, noch vor Manager- sowie Bürostellen. Und es gibt gutes Geld dafür, weshalb sich die den Job Ausübenden gezwungen fühlen, die Sinnleere nicht zuzugeben.

MvH hat keinen Bullshit-Job, denke ich. In meiner Firma finden sich null Lakaien, die ihren Vorgesetzten wichtig aussehen lassen sollen, *zero* Unternehmensanwälte oder PR-Spezialisten (von BS-Autor Graeber «Schläger» genannt), *nada* Flickschuster, die Problemsymptome temporär lösen, und ebenso wenige Verteiler sowie Schaffer sinnloser Aufgaben. Dafür ist kein Platz und kein Geld (Personalbestand: ein Mitarbeiter).

Jetzt Selbstreflexion: Doch bin ich zum Schluss gekommen, vor eher kurzer Zeit erst, dass meine Arbeit nicht sehr wichtig ist. Jedenfalls wesentlich weniger wichtig, als ich während des längeren Teils meiner Laufbahn meinte. «Deadline», «autorisierte Fassung», «vom Medienjuristen geprüft», «auf Fakten gecheckt», «Titelgeschichte», «Leserkommentare» beziehungsweise «Mitteilungen», «Retweets», «Likes» und dieser ganze Kram in den sozialen Medien ... Aufwändig, aber ist halt so, wenn man Inhalte

*«Was ich sagen will:
Ich bin im
Unterhaltungsgeschäft.»*

verbreitet, die Konsequenzen haben, dachte ich. Bloss, ehrlich, gemessen an Dingen, die im Leben meiner Nutzer, ach was: meines Publikums, passieren, sind diese Konsequenzen wahrscheinlich kaum je besonders weitreichend.

Oder wie, übertrieben, dargestellt in einem Comicstrip von Calvin und Hobbes: Der sechsjährige Calvin löst zusammen mit Hobbes, dem

Tiger und seinem Freund, Schulaufgaben: «Welches waren die Konsequenzen der Eröffnung des Suezkanals?» – «Im grossen Ganzen wahrscheinlich kaum welche», antwortet Hobbes, der Tiger. «Euch *big picture*-Typen kann man in der Praxis einfach nicht brauchen», erwidert der (frühreife) Sechsjährige.

Was ich sagen will: Ich bin im Unterhaltungsgeschäft. Erzähle Geschichten und Gedanken, die idealerweise zum Lachen oder gar Träumen anregen. Und sonst hoffentlich wenigstens interessant sind. Das ist kein Bullshit, sondern sinnstiftend irgendwie. Seit ich nicht mehr wichtig sein will, macht es mir noch mehr Freude.



UNTEN DURCH Vater unser Linus Reichlin

Mein Freund Bruno und ich lernen jetzt gemeinsam die neuen Pronomen, die man benutzen sollte, falls man jemandem begegnet, dessen Geschlecht a) noch nicht feststeht oder sich b) jahreszeitlich verändert. Unsere Pronomenquelle ist die Website einer Gender-bemühten Schweizer Firma, deren/dessen/xiese Namen wir hier nicht nennen. Ausserdem benutzen wir die in Deutschland üblichen genderneutralen Pronomen. Uff! Ja, es ist eine sehr komplizierte Materie. So, und jetzt wird geübt! Die Übungssätze stammen von der Website der Schweizer Firma: Wenn man jemanden geschäftlich kennenlernt, sollte man sagen: «Hallo, ich bin Maria, und meine Pronomen sind her/she. Welches sind deine Pronomen?» Nun wird der Geschäftspartner sagen: «Hallo, ich bin ohne Pronomen, bis ich es herausgefunden habe.» Maria muss nun aber nicht warten, bis der Geschäftspartner seine Pro-

nomen gefunden hat. Es ist gendermässig korrekt, wenn sie ihre eigenen Pronomen vorübergehend auch dann auf ihn anwendet, wenn er optisch wie ein Mann aussieht. Maria darf

«Hallo, ich bin Maria, und meine Pronomen sind her/she. Welches sind deine Pronomen?»

also zum Beispiel ihren Chef in einer E-Mail folgendermassen über die Verhandlungen informieren: «Unsere Geschäftspartnerin hat ihren Standpunkt klargemacht. Sie hat mit ihren Anwält:innen gedroht.»

Schwieriger wird es, wenn der Geschäftspartner seine Pronomen bereits herausgefunden hat und sich nun auch nicht mehr Martin oder Laura nennt, sondern zum Beispiel Shadow. Dann müsste Maria in der E-Mail schreiben: «Shadow hat xier Standpunkte klargemacht. Xier hat mit xies Anwält:innen gedroht.» So, und jetzt wollen wir zu Übungszwecken das Vaterunser genderneutral übersetzen. Denn im Grunde genommen – darin sind Bruno und ich uns einig – repräsentiert Gott ja alle Geschlechter gleichermassen. Das Gebet lautet nun: «Shadow unser, xies bist im Himmel.»

«Also ich weiss nicht», sagte Bruno, «würde Gott sich wirklich Shadow nennen? Das klingt zu sehr nach Eurovision Song Contest.» Das stimmt, also einigten wir uns auf X, damit Gott auch sprachlich neutral bleibt. Also: «X unser, xies bist im Himmel. Xies Wille geschehe, amen.» Wir kürzten das Gebet ein bisschen ab, denn erstens geschieht xies Wille sowieso schon lange nicht mehr, und zweitens kommt im Vaterunser kein Dativ vor. Der wäre interessant gewesen, da er genderneutral «xiem» lautet, was beweist, dass die Genderisten etwas von Deklination verstehen.

Nun aber zum fortgeschrittenen Gendern: zu den Neo-Pronomen. Hier gibt es zum Beispiel die Xe-Pronomen für Menschen, die vom Hals abwärts xe sind, vom Hals aufwärts aber xier. Das ist natürlich scherzhaft gemeint: Bruno und ich haben keine Ahnung, für welche Menschen und warum die Xe-Pronomen genau die richtigen sind. Aber aus Toleranz mit den gefühlt Millionen von Menschen, die in der Schweiz spezielle Pronomen brauchen, lernen wir jetzt die Reihe der Xe-Pronomen auswendig: xir, xem, keir, xis, xyr und xirself. «Deine Leser werden

denken, dass du das alles nur erfindest», sagte Bruno, und ich sagte: «Dann wird X ihnen in einem brennenden Dornbusch erscheinen, und seine Worte werden sein: <Wer nicht an mich glaubt, der soll googeln!»

«Was ist denn jetzt eigentlich mit Maria», sagte Bruno, «ich meine, die mit den Pronomen her/she. Glaubst du, dass sie mit so normalen, altmodischen Pronomen in ihrer Firma überhaupt noch Aufstiegschancen hat?» «Solange ihr Chef», sagte ich, «ein him/he ist, bringt sie's unter seiner Protektion vielleicht zur stellvertretenden Abteilungsleiterin. Jedenfalls, wenn ihr nicht ein fataler Fehler unterläuft und sie in einer internen E-Mail Shadow als <er> bezeichnet.» Aber, ganz ehrlich gesagt, sehe ich für die Träger*innen traditioneller Pronomen generell eher schwarz. Andererseits gibt es auch Hoffnung. Denn wie sagte schon der römische Kaiser Vespasian: «Pronomen non olet!»



SEX

Wenn die Vorfreude fehlt

Dania Schifftan

Liebe Dania, haben Frauen ein anderes Lustempfinden als Männer?

L. B., Freiburg

Zunächst einmal sollten wir klären, was Lust ist. Lust ist Vorfreude auf das, was kommt! Sexualität, Selbstbefriedigung, genauso wie die Paarsexualität, in all ihren Farben und Formen: Oralsex, Analsex, Geschlechtsverkehr, manueller Verkehr, Streicheln und so weiter. Wenn ein Mensch kommt und sagt: «Ich habe keine Lust!», dann frage ich zuerst: «Worauf haben Sie keine Lust?» Denn meistens zeigt sich, dass es einzelne Bereiche gibt, die durchaus Freude bereiten und als lustvoll erlebt werden. Hier ist

es zunächst einmal wichtig, zu differenzieren. Wenn wir von Lustempfinden sprechen, meinen wir oft ausschliesslich den Geschlechtsverkehr mit dem Partner oder der Partnerin. Doch Sexualität ist eben viel mehr als das.

In der Praxis erlebe ich, dass vor allem Frauen oft nicht die Sexualität bekommen, die ihnen Lust, also Vorfreude macht. Sie bekommen eine bestimmte Form von Sex, die sie so kennengelernt haben. Diese beschränkt sich auf: Penis

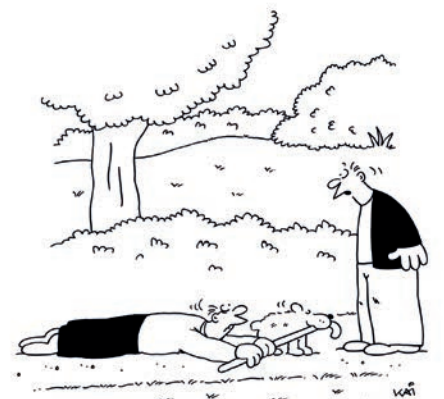
Hat die Frau weniger Lust als der Mann, empfiehlt es sich, Ursachenforschung zu betreiben.

in Vagina – rein, raus – für wenige Minuten, und *that's it!* Von dieser Art von Sex profitieren Frauen oft weniger. Erogene Zonen wie die Vulva und der Klitoriskopf werden beim schnellen Reiraus-Sex nicht stimuliert. Und auch die Vagina selbst wird kaum massiert und erregt.

Es ist eine logische Konsequenz und ein häufig beobachtetes Problem in heterogenen Beziehungen, dass Frauen hierauf irgendwann keine Lust mehr haben. Warum soll ich Vorfreude auf etwas empfinden, von dem ich nicht wirklich profitiere? Hat die Frau weniger Lust als der Mann, empfiehlt es sich, Ursachenforschung zu betreiben und sich zu fragen, bei welcher Art von Sex die Frau Vorfreude empfinden würde.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an danial@weltwoche.ch



«Glauben Sie mir! Ich sagte wirklich nur 'Hol's Stöckchen!'»

Gegen den Einheitsbrei

Nr. 33 – «Willkommen im Königreich SRG»
Philipp Gut über die SRG

Nicht allein die fehlende Qualität der SRG-Programme wird von den Befürwortern der Beitragskürzungen für unsere links-grüne Medien- und Pressewelt bemängelt. Man will mit dem Verdikt die Nestbeschmutzer vom Dienst, die unsere Demokratie mit Füßen treten und Pseudoeinladungen an bürgerliche Exponentinnen und Exponenten verschicken, um sie anlässlich von Talkshows am Bildschirm ins Leere laufen zu lassen und lächerlich zu machen, nicht weiterhin mit überrissenen finanziellen Zuwendungen aus Steuerzahler-Portemonnaies unterstützen. Wir brauchen kein Staatsfernsehen, das sich einer völlig einseitigen linken Informationspolitik verschrieben hat. Wer in diesem Zusammenhang von wertvollen und verlässlichen Medien mit hohen Qualitätsstandards spricht, redet einem infamen politischen Einheitsbrei das Wort. *Ernst A. Rubli, Ramsen*

Eitel Missgunst

Nr. 32 – «Wie die Bernburger Bern kaputtmachen»
Christoph Mörgeli über die Burgergemeinde

Burger von Bern zu sein, sorgt für eitel Missgunst und setzt Vorurteile frei. Christoph Mörgeli zog es vor, über die «fremdfinanzierte Wohlfühloase» von Bern zu schreiben, und versäumt es, den Aufwand der Berner Burgergemeinde für die Edition von Albrecht v. Hallers (1708–1777) Gesamtwerk zu erwähnen. Zudem sind Mörgelis Klischees («bessere Gesellschaft», «Grande Société» etc.) von erschreckender Biederkeit. Als Nichtburgerin ziehe ich es jedenfalls vor, in Nachbarschaft

mit Bernburgern zu leben als umgeben von Zürcher Hochfinanz. *Doris Schöni, Muri b. Bern*

Mütter ohne Status

Nr. 34 – «Ihr Kinderlein, kommet»
Stefan Millius über den Geburtenrückgang

Diese aus der Balance geratene Alterspyramide hat zur Folge, dass junge Menschen heute wie Alte behandelt werden. Während der Pandemie setzten die meisten Jungen brav die Maske auf und mussten die Achtzigjährigen nachahmen. Wie lange wird das so weitergehen? Was passiert, wenn sie merken, dass die vielen Alten eine erhebliche Belastung für sie sind? Und eine Mutter zu sein, ist in der Schweiz komplett ohne Status. Man sieht überall kinderlose junge Frauen, die ihren Job sehr ernst nehmen und die es geniessen, ernst genommen zu werden. Denn sie wissen, wenn sie Mutter werden, ist damit Schluss. *Esther Moser, Therwil*

Jagd nach Lustgewinn

Nr. 33 – «Es ist heute nicht sehr leicht, ein heterosexueller weisser Mann zu sein»
Jürg Altwegg über Catherine Robbe-Grillet

Die vermeintlich grenzenlose Jagd nach Lustgewinn der Männer hat Catherine Robbe-Grillet erkannt und erfolgreich umgesetzt. *Res Schmied, Fräschels*

Wir schätzen die Vielfalt in der *Weltwoche*, aber was soll der Beitrag über die Exzentrikerin Catherine Robbe-Grillet darin? Mit 92 Jahren noch als Domina tätig zu sein, ist einfach moralisch nur krank, und ihr ein Podium zu bieten, ist es nicht weniger. *Adolf und Inge Schneider, Aeschlen*

Schaut euch ins Herz

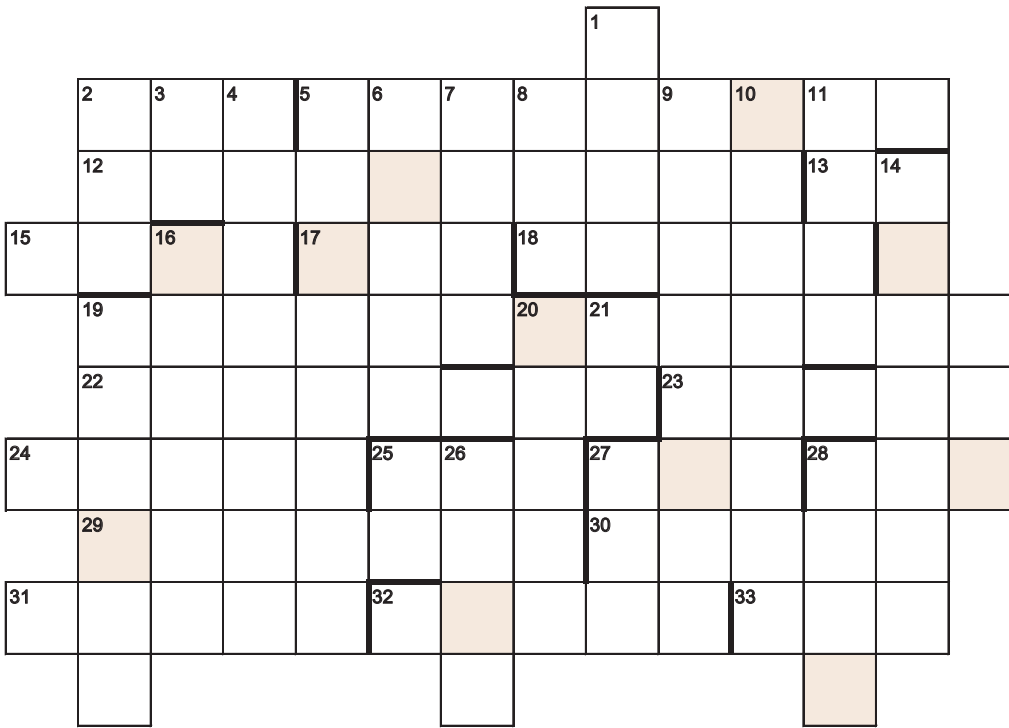
Nr. 33 – «Eine der schlimmsten Ideen besagt, dass man mit Putin nicht reden könne»
Interview mit Jeffrey Sachs von Roger Köppel

In diesen schwierigen und gefährlichen Zeiten unserer Menschheitsgeschichte ist es ausserordentlich verdienstvoll, derartig grossen Geistern und der Vernunft dienenden Menschen, zumal wenn sie US-Amerikaner sind, Gehör zu verschaffen. In einem Moment, in dem in Deutschland wieder einmal juristisch verankert wurde, dass der Staat die letztendliche Deutungshoheit über die Geschichte habe, ist die Veröffentlichung einer kompetenten und der historischen Wahrheit verpflichteten Stimme besonders im deutschen Sprachraum (und darüber hinaus) sehr wichtig. *Rainer Buhtz, Berlin (D)*

Ihr Westler, ihr Ostler, ihr Südlar, ihr Nordler
Redet miteinander
Hört einander zu
Alles, was ihr denkt
Alles, wovon ihr zutiefst überzeugt seid
Sind nur Meinungen
Schmeisst sie alle weg
Und beginnt von vorne
Schaut euch ins Herz
Lasst euer Herz sprechen
Lasst euer Herz singen
Fühlt den Frieden,
der uns alle zutiefst verbindet
Mensch, hör auf,
dich zu bekriegen!
William Möritz, Zürich

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.





Lösungswort — Innereien, die nicht nach Hause geliefert werden?

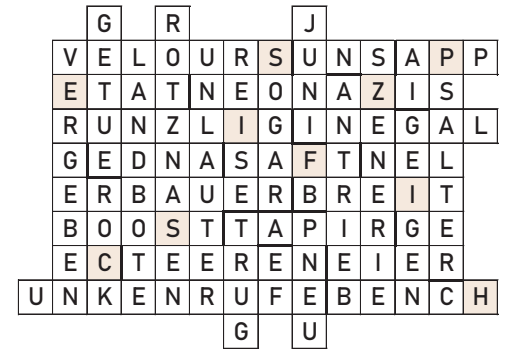
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 2 Bacon in noch nicht essreifem Zustand 5 Wochenanfänge in unserm nördlichen Nachbarland? 12 zu jenen müssten eigentlich auch die meisten Tische und Stühle gezählt werden 13 bedeutet dasselbe wie GB, aber nicht dasselbe wie 1000 MB 15 genuiner Teil von Gefechten 17 halbe Melone, anderswo zwei Halbe 18 ist essbar und entsteht angeblich, wenn Chinesen grillieren 19 überprüft die Vollständigkeit von Streichorchestern? 22 8 senkrecht aus dem 7 senkrecht 23 dieser Berg ist nur fast unbeweglich 24 in deutschen Gefilden fließender Superlativ-Vorsatz 25 so kommen Steaks auf den Grill und Sashimi auf den Teller 27 auch als «Hausfrauenpanzer» oder «Chelsea tractor» bekannt 28 in Treibnetzen zu findender nahöstlicher Abkömmling 29 ist buchstäblich knochentrocken 30 liegt irgendwo zwischen Dreikäsehoch und Kerl 31 in Reitsportgeschäften zu findender Lagertechnik-Teil 32 hier wird nicht viel gesucht ...33... und hier nicht häufig

Senkrecht — 1 Frau in Paketannahmestellen 2 ist sehr dauerhaft und entsteht, wenn sich eine Mitte-Partei auf den Kopf stellt 3 M durch D 4 tierischer Streifenlook 5 um dies zu erhalten, muss man nur drei Oger anders anordnen 6 führt zwangsläufig zu einer Verflachung 7 entkerntes Messer 8 ist in englischen Autos und insbesondere auch in Spoilern zu finden 9 dieses Übel ist letztlich eine Folge von zu viel Geld 10 kein Messie, bewahrt aber auch alles Mögliche auf 11 hilft dabei, jemandem den Kopf zu waschen 14 zum Grossteil aus Körpern bestehendes Tierchen 16 war nie sehr viel wert, ist aber zumindest weniger dunkel 19 (k)ein guter Ort um einfach mal abzuhängen 20 nicht nur jene des Knoblauchs riechen manchmal 21 ganz hinten in einem Alpental zu findendes Metall 25 ein an sich schon kleiner Geldbetrag, zusätzlich gekürzt 26 Live-Act für Klassik-Freaks 27 Sportgerät in baskischer Ausführung 28 mindestens 15 Zeichen langer Buchstaben-und-Ziffern-Wurm auf 4 Buchstaben heruntergekürzt

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 831



Waagrecht — 4 VELOURS (Velo-Urs) 9 UNSinnig 11 APP 13 (B)ETATest 14 NEO-NAZIS 16 RUN(ZLIG) 17 INEGAL 19 EDNA (environmental DNA) 20 SAFT 22 CanNELoni 23 jedem KräutERBAUERn 25 weit und BREIT 26 BOOST 27 TAPIR (Anagramm) 29 Gebärmutter 30 StECKen 31 TEEREN 33 EIER 34 UNKENRUFEN 35 BENCHmark

Senkrecht — 1 TraGETUEten 2 ROTZNASEN 3 JUNI 4 VERGEBEN 5 LANDBOTE 6 (UN)-LAUT(ER) 7 (K)REISEn 8 SOGAR (so gar) 10 SZENERIE 11 AI 12 PSALTER (PS Alter) 15 ANTRIEB (ant + rieb) 18 FluGEIGENSchaften/WeinberGEIGENtümern 21 FB (Abk. f. facebook) 24 ROCK (engl. f. Felsen) 27 TRUG 28 PNEU 32 (K)EFir/BeEFsteak

Lösungswort — **SPEZIFISCH**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



OFFICIAL TIMEKEEPER OF THE DIAMOND LEAGUE



SEAMASTER AQUA TERRA
Co-Axial Master Chronometer

An der Diamond League treten die weltbesten Leichtathletinnen und Leichtathleten gegeneinander an, um sich auf internationaler Ebene miteinander zu messen, und das während des ganzen Jahres an zahlreichen Events in verschiedenen Ländern. Auch die diesjährige Ausgabe von Weltklasse Zürich ist eine Plattform für aufstrebende Leichtathletik-Stars und bietet den Gästen ein fesselndes Zuschauererlebnis. OMEGA ist seit der Gründung der Diamond League im Jahr 2010 der offizielle Zeitnehmer aller Wettkämpfe. Wir sind stolz darauf, diese Aufgabe hier in der Schweiz fortzuführen, wenn die Athletinnen und Athleten ihre Qualitäten auf höchstem Niveau unter Beweis stellen – ähnlich wie unsere Seamaster Aqua Terra mit Co-Axial Master Chronometer Zertifizierung.

